

Monatshefte für Deutschen Unterricht

Formerly Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik

A Journal Devoted to the Interests of Teachers of German in the
Schools and Colleges of America

VOLUME XXIX

JAN., 1937

NUMBER 1

ANTON WILDGANS: DICHTER, LEBEN, UND WERK

FRANZ MACHOWETZ, Wien

An erster Stelle ist er Lyriker. Er ist es in seinen Gedichten immer gewesen. Als er Tragödien schrieb, wurde ihm das, was die Stärke seiner Gedichte ausmacht, zur Schwäche. Oft geht der dramatische Einfall in lyrischen Gefühlsausbrüchen verloren. Und selbst dann, als er nahe dem Ende seines irdischen Daseins sein episches Meisterwerk „Kirbisch“ schuf, ist er Lyriker geblieben:

„Atemlos lauschte die Nacht, die Sterne hingen wie Tropfen
Eisig glitzernden Taus am leuchtend entfalteten Himmel
Und die ruhige Frische verhielt einen köstlichen Morgen.“

Pan geht durch die Zeilen des Dichters, der griechische Gott der Naturgewalt und der Naturschönheiten. „Wiesen, o Wiesen der Berge!“ ruft Wildgans in seinem „Kirbisch“ begeistert aus, oder „Bläue, unendliche Bläue,“ wo er vor den Ewigkeiten des Himmels steht. Er sieht Gott in der Natur und lebt mit diesem Gott Pan. Das ist sein Glaube.

Oft aber überfällt ihn die triebhafte Schwäche des Mannes, das bloße Weibbegehren, dem er nicht widerstehen kann. Er mag dagegen ankämpfen: Während Pan schläft, nimmt Faun die Nympe. Am Morgen packt ihn die Reue. Gleichsam entschuldigend sagt er in seinen „Sonetten an Ead“:

„Dies war der Faun in mir, das war nicht Pan.“

Er ist Katholik, allerdings nur in seiner kulturellen Einstellung, die aus der bürgerlichen Erziehung in der katholischen Kaiserstadt Wien zu verstehen ist. Denn an dem Glauben ist er frühzeitig irre geworden. Er zerstreitet sich mit dem Religionslehrer. In den christlichen Fastentagen sieht er bald nur ihren Mißbrauch durch die Menschen, „indem Satanas speziell für die Wiener den gebackenen Karpfen erfunden hat, den diese mit beigemühtem sündhafterer Gaumenlust schnabulieren, als sie ihr wochen-tägliches Rindfleisch verzehrt haben würden.“ Oder aus dem Pomp des Fronleichnamumzuges von St. Stephan zieht er den Schluß: „Es hat doch zu allen Zeiten nur den einen und selben Zweck: jenen, die noch nicht klar genug denken können, etwas glauben zu machen, wodurch sie von anderen, die es bereits im kleinen Finger und faustdick hinter den Ohren haben, leichter gezähmt und (natürlich immer zu ihrem Besten!) beherrscht werden können.“ So urteilt er in dem Buch seiner Kindheitserinnerungen, „Musik der Kindheit.“ Im „Kirbisch“ beschreibt er einen andern Fronleichnamsumzug und beim Anblick der Spitze des Zuges fragt er sich:

„Inniges Schauergefühl des wundergewärtigen Herzens,
Wird es dich wieder ergreifen wie einst und in Tränen der Rührung
Dir nun die Seele erschüttern, der du ein Zweifler geworden?“

Die Antwort ist eindeutig:

„Ach, nicht einmal ein Zweifler! Ein trotzig Wissender bist du
Oder vermißt dich zu sein und schämst dich des Glaubens der Kind-
heit.“

Dennoch ist er ein Verehrer der Heiligen Schrift. Rudolf Vertel sagt in einem Aufsatz über Wildgans: „Er ist Atheist, aber das Evangelium ist in ihm.“ Lange Zeit hindurch beschäftigt er sich eingehend mit Themen aus dem Alten Testament. Im Jahre 1920 erscheint sein mythisches Gedicht „Kain.“ Hierauf arbeitet er nahezu zwei Jahre an Quellenstudien zu einem Werk über Moses. Es kommt nicht zustande, weil er vor der Ausführung als Burgtheater-direktor berufen wird und nach Ablauf seiner Amtszeit nicht mehr zum Thema zurückfindet. Wiederholt gibt er in Gedichten seiner Bewunderung für „Maria, die Magd“ Ausdruck. Im „Kirbisch“ wird er geradezu zum Propheten des Evangeliums, der mit übermächtiger Stimme den zürnenden Gott der Christenheit herbeiruft, damit er die sündigen Menschen bestrafe. Denn die Guten müssen in einer schlechten Welt die Liebe verlieren und für die gelten die Worte des ersten Korinthers, Cap. 13: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engeln reden, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle.“ Wildgans stellt diesen Spruch an die Spitze seines schönsten Gesanges im „Kirbisch.“

Als Österreicher ist er glühender Vaterlandsverehrer. Das zeigt er in unübertrefflicher Weise in den in Versform abgefaßten Flugblättern des ersten Kriegjahres, die er dem österreichischen Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf an die Front schickte. In den Schützengräben wurden sie sodann mit der gleichen Begeisterung von tausenden Soldaten gelesen, mit der sie der Dichter gegeben hatte. „Um Menschenwürde und Menschenrechte“ geht ihm der Krieg auf Österreichs Seite, die österreichischen Heere sind „geweihte Heere“, sie ziehen in einen „heiligen Krieg“ und führen „heiliges Gerät.“ Es ist ergreifend, wie Wildgans in dem mit „Das große Händefalten“ überschriebenen zweiten Flugblatt vom August 1914 vor den ewigen Gott tritt und als Anwalt seines Volkes die Worte spricht:

„Gewaltiger, dem alle sich befehlen
Und der auch unsrer Feinde Beten wägt,
Ein einzelner für millionen Seelen,
Versuch ich mich in Worten, schwergeprägt.“

In dem gleichen Gedicht nennt er Österreich das Land, „das ihm der Inbegriff der Erde ist.“ Die Enttäuschung ist nicht ausgeblieben. Die Härte der Nachkriegszeit, die das deutsch-österreichische Volk so besonders schwer getroffen hat, läßt den Glauben an den „heiligen Krieg“ im Dichter versiegen. Sein Pfarrer im „Kirbisch“ spricht schmerzüberwältigt die Worte:

„Jahre nun dauert der Krieg und mordet Väter und Söhne,
Hüben und drüben Menschen, die niemals einander gesehen,
Niemals einander gehaßt und dennoch, ein jeder, vermeinen,
Heiliger Pflicht zu genügen, indem sie einander vertilgen.“

Was dem Dichter im Jahre 1914 das hohe Lied des Glaubens an die kriegsstarke Sendung seines Vaterlandes war, muß er nachher als Wahn erkennen. Dennoch: Der Idee des alten österreichischen Staates ist er treu geblieben. Sein letztes Werk ist die „Rede über Österreich“ aus dem Jahre 1929. Er unterscheidet dort zwischen dem politischen Österreich und dem kulturellen Österreich. Er meint, daß sein Vaterland als Kulturstaat führend geblieben sei. Den Österreicher aber sieht er als den universellsten Europäer, den Psychologen des Kontinents.

Wildgans liebt Stadt und Land mit gleicher dichterischer Innigkeit, wenn es nur seine Heimat ist. Mit Recht ist ihm für das Buch „Musik der Kindheit“ der Preis der Stadt Wien verliehen worden. Jede Zeile atmet die Luft der alten Kaiserstadt; in den Gassen der Josefstadt wandern längstverschollene Typen von Offizieren, Soldaten und Zivilisten, das villen- und gartenreiche Pözlzeinsdorf steht wieder im Glanz des kaiserlichen Besuches. Und wenn ihm jemand sein Städtertum vorhält, wird er die Antwort leicht unter den Gedichten finden können:

„Ich bin ein Kind der Stadt. Die Leute meinen,
Und spotten leichthin über unser einen,
Das so ein Stadtkind keine Heimat hat.
In meine Spiele rauschten freilich keine
Wälder. Da schütterten die Pflastersteine
Und bist mir doch ein Lied, du liebe Stadt!“

Doch wenn die Schaffensfreude über ihn kommt, drängt es ihn auf's Land hinaus. Im Anblick des Alpenortes Mönichkirchen, dem er ein Leben lang treu geblieben ist, schreibt er eines seiner schönsten Gedichte, „Zueignung an die geliebte Landschaft.“ Später hat er sich oft in die steirischen Berge zurückgezogen. „Am Schriebl“ nennt er sein Gehöft, und den Besucher der zum Dichter in die Berge fand, grüßte schon vor dem Eintritt in das Haus eine Tafel mit den Versen:

„Der du des Weges kommst, o Wanderer, halt hier Rast,
Bei Waldes Schattenduft und bunter Flur zu Gast!
Die Beere schwillt am Kraut, die Ähre reift zu Brot,
Der Erde jeder Zoll ein huldreich Angebot.
Und hast du tief erschaut dies Werk der Gnadenhand,
So segne still auch du, dies schöne deutsche Land.“

Als Großstädter hat er bald sozial empfinden gelernt. Auch hat ihm seine Mutter ein tiefes Verständnis für die Armen ins Leben mitgegeben, so früh sie ihm gestorben ist. Sie war vor ihrer Verhehlung Dienstmädchen gewesen. Daraus erklärt sich die Reihe von Gedichten, die Wildgans über die Sorgen und kleinen Freuden der Dienstmägde geschrieben hat: „Dienstboten“, „Dienstbotenurlaub“, oder das im Volkston gehaltene Lied der „Rosl“ in seiner Tragödie „Dies irae“:

„Was will denn so ein armes Ding
Auf Gottes fremder Erden?
Zu allem linkisch und gering,
Muß halt ein Dienstbot' werden.“

Er beklagt das Schicksal der Dirnen, der Kinder nach ihnen, der Lahmen, der Alternden; ein Gedicht ist den armen Mädchen des Volkes zuge-

dacht, die „blaß und müd“ sind und in der schweren, täglichen Arbeit so rasch ihrer Reize verlustig gehen.

Die juristische Praxis im Straflandesgericht 1 in Wien gestattet ihm einen tiefen Blick in die unglückliche Seele des Verbrechers. Er erzählt von den „Häftlingen“, die Tag für Tag den selben stummen Kreis im Gefängnis hof abschreiten während „hinter der Augen Glühn mit ihnen wandert, was draußen war.“ Er schreibt einen Einakter „In Ewigkeit Amen“, der zwischen Untersuchungsrichter und Verbrecher spielt. Der Verbrecher ist Mensch. Er kann sogar ein guter Mensch sein! Lieber wirft Wildgans den Einrichtungen der Justiz die schwersten Mängel vor, ehe er zuließe, daß dem Mörder das Geringste von seinem Anspruch auf milde Beurteilung genommen werde. Der Dichter will vor allem Mensch sein und „Menschen“ um sich haben.

Max Mell spricht es in seiner Anton Wildgans Gedächtnisrede vom 8. Mai 1932 aus: „Menschlichkeit! Das Wort ist es, in dem sich versammelt, was uns diesen Mann verehrungswürdig macht.“ Das ist zweifellos richtig. Dieser herzensgute Mensch redet zu uns aus den sozialen Gedichten, aus dem Buch der Kindheitserinnerungen, aus dem Gerichtstück „In Ewigkeit Amen“ und am meisten überzeugend aus dem kleinbürgerlichen Trauerspiel „Armut.“ Dort tritt uns Wildgans als der Fürsprecher jener breiten Schicht von Leuten entgegen, die nie aus den Sorgen des Alltags herausfinden können und zur Erschwerung ihrer Lage geistige Bedürfnisse haben, deren Befriedigung ihnen nahezu unmöglich ist.

Leider wird dieser reine Zug dichterischer Menschlichkeit durch einen krankhaften Hang zur Satire gestört. Mit zunehmendem Alter steigert sich in den Werken des Dichters eine tiefe Verbitterung über Welt und Menschen. Diese Verbitterung muß aus der Jugend Wildgans und aus seiner anhaltenden, schweren Krankheit verstanden werden. „Seine Jugend ist schwer. Sie ist nur schön, weil sie eben Jugend ist,“ sagt Rudolf Vertel. Im Alter von vier Jahren verliert er die Mutter. Mit der späteren Stiefmutter versteht er sich nicht zum Besten. Sein Vater ist fast immer krank. Der junge Dichter muß ihn hinsiechen sehen und „mählich zerfallen wie Wand, die birst und niederstürzt.“ Der knabenhafte Übermut der Altersgefährten seines Sohnes findet bei dem alternden, kranken Mann kein Verständnis. Wildgans wird streng an ein gesittetes Studienleben gewöhnt, so gern er manchmal an den wilden Spielen anderer Knaben teilgenommen hätte. Noch in der Mittelschulzeit erkrankt er lebensgefährlich am Scharlach; Diphtheritis, Nieraffekt, Herzbeutelwassersucht, Mittelohr- und Augenentzündung treten hinzu. Die Ärzte geben alle Hoffnung auf. Er ist dem Tod mit knapper Not entgangen, aber hierauf ein Leben lang schwer leidend geblieben.

Aus seiner freudlosen Jugend und aus diesem Leiden erklärt es sich, daß der Dichter nicht immer den Weg der reinen Menschlichkeit einzuhalten vermag. Sein Menschentum ist oft nur ein „Verlangen nach Menschlichkeit.“ In seinem Innersten mag er auch dann als schöpferischer Dichter „geben“ wollen; in Wirklichkeit aber verurteilt er aus der Enttäuschung diejenigen auf das Strengste, bei denen er die erhoffte Menschlichkeit nicht gefunden

hat. Er wird schwankend in seinen Erkenntnissen. Er sucht den Frieden in den hohen Flügen des Geistes, kann ihn aber nicht ersiegen, weil ihn das eigene Unglück im Elend der Welt zurückhält.

Er kennt seine Schwäche selbst zur Genüge. Schon in seinem Gedicht „Grabinschrift“ (aus der Sammlung „Herbstfrühling,“ veröffentlicht 1909) beurteilt er sich danach:

„Es gab nicht viel, was er vermieden hat,
Nur eines schreckte ihn, das war die Tat.“

In der Sammlung „Und hättet der Liebe nicht . . .“ finden wir zwei Jahre später das Gedicht „Ergebnis (Mir),“ in dem es heißt:

„Viele Masken habe ich getragen,
Und es waren doch nicht immer Feste.
Vieles schien ich, ohne ganz zu wagen,
Es zu sein, und immer gab es Reste
Und ein Letztes, des ich mich ent schlagen.“

Sehr deutlich wird Wildgans in der 1918 erstaufgeführten Tragödie „Dies irae.“ Die Hauptperson des Stückes, Hubert, der Sohn der Familie, trägt manchen Zug des jungen Dichters an sich, und ihm läßt Wildgans die Worte ins Gesicht schleudern: „Du, dieser Komplex aus bürgerlicher Hemmung und Menschenfurcht.“ In dem gleichen Stück unterstreicht er auch schon die Größe der „Menschlichen Gemeinheit“ durch das Schicksal und die Reden des armen Studenten Rabauer.

1920 erscheint das mythische Gedicht „Kain.“ In dem Schluß des Gedichtes, der keine Hoffnung zum Guten läßt, gibt der Dichter seiner Verzweiflung über die Welt Ausdruck. Eva will noch hoffen und sagt:

„Immer, o immer wieder
Wird Abel geboren!“

Darauf antwortet Kain mit ungeheurer Stimme:

„Und immer wieder
wird Kain
Den Abel erschlagen.“

Im „Kirbisch“ ist Wildgans den Weg der Verbitterung mit einer abstoßend häßlichen Satire zu Ende gegangen. Nachdem er die ganze „menschliche Gemeinheit“ in den Prassereien, der Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit der Bürger des Alpenortes Übelbach bis in das kleinste geschildert hat, schließt er den 1. Gesang mit den Worten:

„Aber zur Glückesvollendung des Lumpenpackes gehört auch,
Daß es dem edleren Sinn, dem Gerechten und Gütigen schlecht geht!
Wollust wäre nicht Wollust und schal nur schmeckte Gemeinheit
Würzten die Qualen sie nicht, die ihre Opfer erleiden!“

Diese Qualen werden in den drei letzten Gesängen mit erschütternder Wucht von dem Dichter dargestellt. Die wenigen guten Menschen des Epos, der Pfarrer, der einfältige Knecht Vitus und die Magd Cordula zweifeln an der Güte der Menschen. Und das, meint Wildgans, sei die „Glücksvollendung des Lumpenpackes,“ also der Menschen im allgemeinen.

Wenn wir das lesen und verstehen, fliehen wir gern zu den Stellen seiner Werke zurück, aus denen der wahrhaft soziale Dichter Österreichs spricht, und wo ihn die Satire nicht verdorben hat. Er hat ja auch Tage

reinen Glückes gehabt, besonders wenn ihn die beseligende „Erdhaftigkeit“ des Daseins zum Dichten verhielt. Wir genießen dann mit ihm den „Seligen Tag,“ wie er ihn in seiner Sammlung „Mittag“ in Sonettform beschrieben hat:

„Heut ist der Tag von Lerchtrillern licht.
Es glänzt empor wie silberne Fontänen,
Zerglüht, zersprüht in lauter Freudentränen,
Netzend des Frühlings blühend Angesicht,
Und mir entformt Gedicht sich um Gedicht!
So wollte einst des Jünglings Geber-Sehnen
Mit Gut der Seele Weib und Welt belehnen;
Doch Welt blieb kalt, und auch das Weib kam nicht.

Heut freilich lohnt bisweilen Widerklang
Des Mannes herbgewordenen Gesang,
Und auch aus Frauenblick grüßt manches Glänzen.

Doch ich bin längst mir selber angetraut,
Lausche befreit der Lerchen lichtem Laut
Und bin für jenen jenseits aller Grenzen.“

2

Anton Wildgans beginnt sein Buch „Musik der Kindheit“ mit den Worten: „Ich bin geboren, wo damals noch viel Himmel war: in jenem Teil des Bezirkes Landstrasse, der, zwischen Aspern- und Sophienbrücke an den Donaukanal geschmiegt, im örtlichen Sprachgebrauche die Bezeichnung ‚Unter den Weißgärbern‘ trägt.“ Das war am 17. April 1881. Sein Vater, Hofrat Dr. Friedrich Wildgans war Staatsbeamter und seine Mutter als geborene Therese Charwat eine Bauerntochter aus Kremsier in Mähren. Die ersten Erinnerungen des Dichters gehen zurück auf die gemeinsamen Spaziergänge mit der Mutter. Dann kam der Tag, an dem der Vater, „im Hofzimmer lange schluchzend auf und ab ging und ‚des kleinen Toni‘, der dort spielte und kein lautes Wort wagte, nicht achtete.“ Die Mutter war gestorben.

Kurz darauf übersiedelte die Familie Wildgans in die Josefstadt, in jenen Stadtteil Wiens, der dem Dichter für die nächsten vierundzwanzig Jahre zur engsten Heimat werden sollte. Dort besuchte der junge Wildgans sodann durch acht Jahre das altherwürdige Piaristen Gymnasium. Von seinen ehemaligen Mitschülern wird er als ernst und strebsam geschildert, wenn gleich die verschiedenen Schuljungenscherze bei ihm die heitere Wirkung nie verfehlten. Seine Deutschaufsätze erfreuten sich bald einer sehr hohen Schätzung bei Lehrern und Mitschülern. Das Thema seiner Deutscharbeit zur Reifeprüfung lautete: „Was hat die europäische Kultur dem österreichischen Staate und den österreichischen Völkern zu verdanken?“ Unwillkürlich drängt sich einem die Parallele im Gegenstand zu der dreißig Jahre später abgefaßten „Rede über Österreich“ auf. Wildgans mag wohl schon zur Zeit der Reifeprüfung in ähnlichem Sinne gedacht haben wie so viele Jahre später als fertiger Dichter und Mann.

In seine Mittelschulzeit fiel die schwere Krankheit, deren Folgen ihm das Leben für immer bitter machten. Er schließt sein Buch der Kindheits-

erinnerungen mit ihrer Darstellung. So niederdrückend war dieses „Todeserlebnis“ für den Dichter gewesen, daß seine schwerblütige Natur zeitlebens davon befangen blieb. Noch Jahre später erzählte er es in einem seiner besten lyrischen Gedichte. In der „Musik der Kindheit“ bildet dieses Gedicht den Ausklang:

„Ich denke dich an jedem Tage, Tod!
Seitdem ich dich in Knabennächten fühlte
Und nah dein Hauch mir fast das Herz verkühlte,
Bist du mir weder Schauder mehr noch Not.

Das Sakrament, das mir der Priester bot,
Indessen Fieberglut mein Blut durchwühlte
Und Nebel von Gesichtern mich umschwülte
Schien der Erlösung himmlisch Mannabrot.

Ich schloß die Augen, hörte wie im Traum
Die Klosterschwester De profundis beten,
Die Sterbekerze geisterte im Raum.
Aus blauen Körbchen reichten die Tapeten
Mir Früchte her, es hob mich auf wie Flaum
Und meiner Seele goldne Flügel wehten.“

Der Knabe war frühreif. Sehr bald interessierte er sich für die Frauen. Die Großstadt gab dem jungen Menschen jede erwünschte Gelegenheit, die in ihm schlummernde starke Sinnlichkeit zum Erlebnis zu machen. Dazu kam eine große Vorliebe des Dichters für die Bücher Baudelaires, aus dessen berühmtester Gedichte-sammlung, „Les fleurs du mal“ eine Reihe von Gedichten durch den Urteilsspruch eines Pariser Gerichtes als unmoralisch verpönt worden waren. Auch Heines Dichtungen verfehlten ihren Einfluß auf Wildgans nicht. So kam es, daß sich die ersten schriftstellerischen Versuche des Dichters vorwiegend auf erotischem Gebiete bewegten. Erst in seinen späteren Gedichten und Werken fand er über die Sinnlichkeit hinweg auch die Seele des Menschen.

Nach Abschluß der Mittelschulstudien treffen wir den Dichter als Studenten der Rechtswissenschaften. Auf Andringen seines Vaters hatte er sich für die juristische Fakultät entschieden. Er lebte sich dort bald zur eigenen Zufriedenheit ein und gewann ein tiefes Interesse an den Einrichtungen des Römischen Rechtes. Als Hauslehrer verdiente er sein Taschengeld; auch war er längere Zeit als Sekretär in einem Jagdklub tätig. Eine Vergnügungsfahrt führte ihn bis nach Australien. Doch der Dichter lernte aus ihr nichts. Erst in der Heimat fand er wieder zur schöpferischen Kraft zurück. Im Februar 1909 trat er seine Rechtspraxis beim Landesgericht für Strafsachen in Wien an. Im gleichen Jahre erschien seine erste bedeutende Gedichtssammlung „Herbstfrühling.“ Zwei Jahre später wurde er berühmt durch die Sammlung „Und hättet der Liebe nicht.“ Diese Gedichte waren seiner jungen Frau Lilly gewidmet. Sie erregten die Aufmerksamkeit des Verlegers Alfred Staackmann; der Dichter hatte damit den Verlag für alle seine weiteren Werke gefunden. Die „Sonette an Ead“ erschienen 1913 bei L. Staackmann Verlag, Leipzig.

Schon im Jahre 1911 war Wildgans aus seiner Rechtspraxis wegen

literarischer Arbeiten ausgetreten. Neben den „Sonetten an Ead“ führten diese Arbeiten zu seinem ersten Erfolg als Dramatiker mit dem einaktigen Gerichtsstück „In Ewigkeit Amen.“ Dieses Stück wurde mit großem Erfolg erstmalig im Jahre 1913 an der Volksbühne aufgeführt. Am 16. Jänner 1915 fand die Erstaufführung des Trauerspiels „Armut“ im Deutschen Volkstheater in Wien statt. Damit hatte sich Wildgans auch als Dramatiker einen Namen von Rang geschaffen.

In die Zeit zwischen 1913 und 1915 fallen zwei Ereignisse, die in besonders starkem Maße die seelische und moralische Gebundenheit des Dichters an seine deutsch-österreichische Heimat aufzeigten.

Wildgans hatte mit den Entwürfen zu seinem Trauerspiel „Armut“ im Jahre 1913 begonnen. Als sich die dramatische Formgebung verzögerte, lud Staackmann den Dichter ein, das Werk in der Ruhe seines Landhauses am Gardasee zu Ende zu führen. Wildgans folgte bereitwilligst dieser Einladung. Aber die schöne, fremde Umgebung und die föhnlige Luft erdrückten seinen Schaffensgeist. Nach Wochen leeren Zuwartens floh er in seine niederösterreichische Heimat zurück. Dort erst, im Bergland von Mönichkirchen, gelang die Ausführung des Trauerspiels, das sozial und künstlerisch zweifellos die beste dramatische Leistung des Dichters blieb.

Mitten in die damaligen Arbeiten fiel der Beginn des Weltkrieges. Wildgans war zur Kriegsdienstleistung gänzlichuntauglich. Es drängte ihn aber, dem Vaterland in der schweren Zeit seine Kräfte irgendwie zur Verfügung zu stellen. So erschien er kurz nach Kriegsausbruch beim Oberlandesgerichtspräsidium in Wien und erbot sich, die allgemeine Gerichtspraxis neuerlich anzutreten, ohne daß er eine Anstellung bei Gericht anstrebte. Tatsächlich wurde von seinem Anbot kein Gebrauch gemacht, doch muß hier der Wille für die Leistung genommen und anerkannt werden. Auf dichterischem Gebiete stellte er seinem Vaterland ja alsbald die schönsten Flugblätter zur Verfügung, die später unter dem Sammelnamen, „Österreichische Gedichte 1914-5“ in Buchform erschienen.

Am 18. November 1916 folgte die Erstaufführung der Tragödie „Liebe“ im Deutschen Volkstheater und am 8. Februar 1919 brachte das Wiener Burgtheater, die berühmteste Sprechbühne aller Deutschen, erstmalig die fünfaktige Tragödie des Dichters „Dies irae.“ Im Jahre 1920 erschien das mythische Gedicht „Kain“, und am 1. Februar 1921 trat Wildgans die Stelle als Direktor des Burgtheaters an. Seine dramatischen Werke fanden mit dieser Berufung die schönste Anerkennung.

Die Tätigkeit des neuen Direktors war künstlerisch zweifellos auf der Höhe; geschäftlich jedoch schien der Erfolg den Verwaltern der Staatskasse zu wenig bedeutend. Denn das Burgtheater ist wegen seiner hohen Sendung ein Staatstheater; die Bestimmung des Direktors liegt in den Händen der österreichischen Bundesregierung; aber wie jeder Theaterunternehmer ist auch der Fiskus vor allem an dem finanziellen Erfolg seiner Theater interessiert. Die künstlerische Höhe mag dadurch vielfach beeinträchtigt werden. Mit dem 1. Juli 1922 wurde Wildgans verabschiedet. Seine Kritik daran legte er am treffendsten in einem Brief an den Generalintendanten der öster-

reichischen Bundestheater Schneiderhan nieder, den er im Jahre 1930 schrieb, zu einer Zeit also, da er noch einmal die Stelle des Burgtheaterdirektors bekleiden durfte. Es heißt dort: „Denn was am Burgtheater nicht gleichsam sub specie aeternitatis geschieht, das geschieht im höheren Sinn überhaupt nicht, ist geschäftiges Nichtstun und bleibt letzten Endes auch geschäftliche Vergeblichkeit. Das Geschäft des Burgtheaters ist, daß es eben kein Geschäftstheater ist.“

Nach dieser ersten Entlassung als Burgtheaterdirektor wandte er sich wieder seiner Lyrik zu. Nachdem noch in den Kriegsjahren die Sammlung „Mittag“ erschienen war, brachte das Jahr 1924 seine „Sonette aus dem Italienischen“, und 1926 wurden die „Wiener Gedichte“ veröffentlicht. Von 1925 bis 1927 arbeitete er angestrengt an seinem epischen Gedicht „Kirbisch.“ Dieses wurde noch im Jahre 1927 veröffentlicht.

1929 erschien das Buch seiner Kindheitserinnerungen „Musik der Kindheit“ das gleiche Jahr brachte seine „Rede über Österreich.“ Wildgans wollte sie am 12. November in der „Schwedisch-Österreichischen Gesellschaft“ in Stockholm zum Vortrag bringen. Seine wieder einsetzende Krankheit hinderte ihn jedoch an der Reise nach Schweden. Er hielt die Rede sodann am 1. Jänner 1930 im Wiener Rundfunk.

Vom Juli 1930 bis zum Oktober 1931 war Wildgans zum zweiten Male Direktor des Burgtheaters. In dieser Zeit wurde auch sein 50. Geburtstag gefeiert. Seine Person stand im Mittelpunkt der größten Festlichkeiten und Ehrungen und er freute sich herzlich daran. Überhaupt hätte er damals restlos zufrieden sein können. Als Direktor des Burgtheaters bekleidete er die ehrenvollste Stelle, die ein deutscher Dramatiker erringen kann. Das Einkommen daraus gestattete ihm ein sorgenfreies Dasein. In Mödling bei Wien, in dem reizenden Städtchen an den Hängen des Wiener Waldes, hatte er seit Jahren sein gemütliches Heim. Eine liebende Frau und zwei heranwachsende Söhne standen ihm zur Seite. Alles das hätte das Maß seines Glückes voll machen können, hätte er nicht längst die Unheilbarkeit seiner Krankheit erkennen müssen. Physische und in ihrem Gefolge seelische Schmerzen verwischten bald auch diesen letzten Strahl irdischer Freude und Genugtuung, der sich in das verbitterte Gemüt des Dichters verirrt hatte. Die Enttäuschung einer zweiten Enthebung von seiner Stelle als Burgtheaterdirektor blieb ihm nicht erspart.

Am 6. Mai 1932, drei Tage nach seinem Tod, wurde er in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof in seiner über alles geliebten österreichischen Heimat Erde zur ewigen Ruhe bestattet.

3.

Die Anton Wildgans-Gesellschaft in Wien hat sich die Förderung der Werke des verstorbenen Dichters zum Ziele gesetzt. Es war ihr großes Verdienst, daß bald nach seinem Tod unter dem Titel „Späte Ernte“ eine Auslese der besten Gedichte beim Steyrermühl-Verlag in Volksausgabe erschien. Franz Theodor Czokor, der die einleitenden Worte zu diesem Buche verfaßte, nannte die darin enthaltenen Gedichte „Tagebücher des Herzens.“ Er meinte damit, daß der Dichter mit seinen Versen stets aus dem

eigenen Leben schöpfte. Danach erfolgte auch die Einteilung des Buches in jene Begriffe, die Wildgans am nächsten standen: „Der Mitmensch,“ „Landschaft,“ „Der Liebende,“ „Familie,“ „Der Österreicher.“

Eine solche Systematisierung kennzeichnet die Werke des Lyrikers. Abgesehen von der Vorliebe für das Sonett, ist es Wildgans nie auf eine bestimmte äußere Form seiner Gedichte angekommen. Er schreibt die Verse wie das Gefühl sie ihm eingibt. Trochäen wechseln mit Jamben, fünfgliedrige mit viergliedrigen, Vierzeiler und Fünfzeiler mit sechszeiligen Strophen; ein anderes Mal wieder schiebt sich die vollkommen freie Form von Versen ohne Reim und ohne Gebundenen Rhythmus ein. Doch eines verbindet sie alle: Die Tatsache, daß ihr Klang und ihr Inhalt immer das reine Abbild der Empfindungen der Dichters darstellt. So ist Wildgans vor allem Lyriker, dann erst Dramatiker und Epiker; und wenn er seine persönlichen Lebenserinnerungen in der „Musik der Kindheit“ und in dem erst nach seinem Tode veröffentlichten Bekenntniswerke „Ich beichte und bekenne“ niederschreibt, gibt er lyrische Prosa.

Er äußerte sich einmal dem Bildnismaler Professor Hans Schlachinger gegenüber: „Ich weiß meinem Vater Dank dafür, daß er ein malerisches Dienstmädchen geheiratet und mich davon bewahrt hat, ein naturfremder Städter zu werden. Die Erdverbundenheit liegt mir im Blute — an mir ist bis zu den Augen der Bauer, von da aufwärts der geistige Arbeiter zu sehen.“ Diese Erdverbundenheit erfüllt das innerste Wesen des Lyrikers Wildgans; sie ist die schwerblütige Liebe zur Heimerde: zu ihren Menschen, ihrer Landschaft, ihrem Staate. In allen Gedichten schwingt sie mit, auch dort, wo die Sonne scheint und Freude sprechen will:

„Das waren grausam-schöne Sommertage
Und Abende von sanftem Perlenglanz,
Die Wälder rauschten leis, besonnte Schläge
Summten verwirrt von wilder Bienen Tanz.
Hell stand die Flur in goldenem Ertrage,
Und Märkte, Dörfer des geliebten Lands,
Wie hingestreute silberne Geschmeide,
Richten an Hügeln, glühten in der Heide.“
(aus „Allerseelen,“ Öst. Gedichte 1914-15)

Der hier gebrauchte fünfgliedrige Vers scheint sich am besten für die gemütsschwere Sprache des Dichters zu eignen. Wildgans hat ihn in seinen schönsten Gedichten angewendet. So sagt er, „Einem jungen Richter zur Beeidigung.“

„Vergiß es nicht, du bist ja auch nur Mensch“
(aus „Und hättest der Liebe nicht“)

und „Im Anschauen seines Kindes“ entringen sich ihm die Worte.

„Du Atmendes, zu deinem Schlaf gebeugt
Steh' stumm-erschüttert ich, der dich zeugt.“
(aus „Mittag. Neue Gedichte“)

Inmitten des wahnwitzigen Mordens zwischen den Völkern erhebt er seine „Stimme zu Gott im Kriege“:

„Lass es genug sein, Herr! Muß es noch sein?“

In der Sammlung „Herbstfrühling“ findet sich das tiefgefühlte Gedicht „Ein Lächeln.“ Dort baut der Dichter die Strophe vom viergliedrigen Vers zum sechsgliedrigen auf und steigert mit der Breite die lyrische Sinnfälligkeit:

„Wie doch die Menschen sind; sie sorgen,
Was morgen wird und übermorgen —
Und ihre Seelen bleiben blind und arm;
An Gärten wandern sie vorbei, an Gittern,
Die vor dem Drängen junger Sträucher zittern,
Und ihre Seelen füllt der ewig gleiche Harm.“

Es ist bezeichnend für Wildgans, daß er seine erste große Gedichtsammlung „Herbstfrühling“ nennen durfte und das Richtige traf. Er selbst steht noch im Frühling, doch im Herzen ist der Herbst eingekehrt.

„Ist das nicht wundersam . . .

daß mich der purpurbonden
Herbstfarben Glut so an dein Haar gemahnt,
Daß meine Seele nach versehten Monden
In letzter Stunde noch Erfüllung ahnt?“

Er lebt „Im Abendneigen,“ schaut in die „Dämmerung“ und sehnt sich nach den „Stillen Plätzen“ schattiger Gartenanlagen.

Wie jeder schöpferische Geist wünscht er die Einsamkeit herbei; das Glück des Alleinseins. Er enteilt den Oberflächlichkeiten des Alltags und am „Einsamen Abend“ schreibt er:

„Hohes Glück: aus Geisterquelle schlürfen,
Dem gemeinen Tag entsinken dürfen
Und im Erdensinne Schöpfer sein.“

(Aus „Mittag, Neue Gedichte“)

Sein Verstehen für die Leiden der Mitmenschen ist sehr tief. Es kommt am schönsten zum Ausdruck in der Sammlung „Und hätten der Liebe nicht“ mit den Gedichten, „Haftlinge,“ „Die armen Mädchen,“ „Dienstboten.“ Dann aber wird dem Dichter bang vor den eigenen sozialen Erkenntnissen, er beginnt an der Aufrichtigkeit seines Mitleids mit den geplagten Menschen zu zweifeln und findet erst wieder Ruhe in irgend einem stillen Erdenwinkel auf dem Lande. Jeder Band Wildgans-Gedichte eröffnet eine Fülle zu tiefst erlebter Landschaftsidylle: „Und dann war es Sommer,“ „Herbst und Ende,“ „Zueignung an die geliebte Landschaft,“ „Blick von oben“ gehören zu den besten unter ihnen. Wenn der Dichter später in die Stadt zurückkehrt, die Lungen vollgesogen mit der frischen Bergluft, werden ihm auch die engen Gassen und hohen Häuser zum Lied. Gedichte wie „Die Lastenstrasse,“ „Ich bin ein Kind der Stadt,“ „Notturmo,“ „Dieses Haus wird demoliert“ gewähren einen weiten Einblick in die Anhängigkeit, die Wildgans seiner Vaterstadt Wien immer bewahrt hat.

In seinen Sonetten ist er der gleiche schwerblütige Dichter wie sonst. Die „Sonette aus dem Italienischen“ gewinnen nur dadurch stellenweise an seelischer Leichtigkeit, daß inhaltlich das Gemüt des italienischen Dichters bestehen bleibt. Aber auch in seinem Buch der Liebe, den dreißig „Sonetten an Ead,“ ist er der erdhafte gebundene Schöpfer. Mitten in den Versen der Liebe, zwischen den von ihm gleichzeitig ersehnten Extremen, dem „Dirnenhaften“ und der „Treue,“ der „Orgie“ und dem „Gebet,“ geht er den ursprünglichen, schweren Weg weiter:

„Und dann mein Herz — es schlägt nicht mehr so laut,
 Wenn Andre, Jüngre von den Zielen sprechen,
 Die man aus Wünschen und aus Wolken baut.
 Und die, vom trunkenen Blicke kaum geschaut,
 Beim ersten rauen Windstoß niederbrechen —
 Es altert schon, es schlägt nicht mehr so laut.“

(XI. „Sonett an Ead“)

Nur einmal, bei Ausbruch des Weltkrieges, richtet sich der Dichter aus seiner Erdgebundenheit empor. Im Hochschwung der Vaterlandsbegeisterung dichtet er Flugblätter an die Soldaten, in einer Leichtbeschwingtheit, die ihm sonst nie gelungen ist und die er auch nicht gesucht hat. Es knattert wie Trommel-feuer durch seine Verse, wenn er das Heldenlied der „Infanterie“ anstimmt:

„Doch wir sind die überall Eingesetzten:
 Wir Frontenrenner, wir Flankenumgeher,
 Wir immer Bedrohten, wir immer auf Wacht,
 Wir kämpfen die Urform der Männerschlacht,
 Wir eisernen Würfel der Strategie,
 Wir, Mann gegen Mann, wir Infanterie!“

(Aus „Österr. Gedichte 1914-15“)

So hat Wildgans in diesem einzigen, kurzen Lebensabschnitt geschrieben. In der 1917 erschienenen Sammlung „Neue Gedichte“ ist er bereits wieder der schwerblütige Dichter mit der eindringlich herben Sprache, als den wir ihn kennen gelernt haben. Nur kommt hier und in den späteren Werken schon ein wenig Bitterkeit dazu und der Hader mit Gott („Kain,” 1920). Auf dieser Bahn kehrt er in seine reifsten Jahre ein und findet zu „Kirbisch.”

Seit 1913 ist Wildgans vorwiegend als Dramatiker tätig. Der Erfolg, den er mit seinem Gerichtsstück „In Ewigkeit Amen“ bei Publikum und Kritik errungen hatte, sowie die Tatsache, daß ihm von der Direktion des Deutschen Volkstheaters von vornherein die Aufführung des ersten abendfüllenden Schauspieles zugesagt worden war, regten ihn zu ungemein großer Schaffensfreude an. Er begibt sich auf das Gebiet, das ihm seinen Lebensstand nach am nächsten liegt: Das bürgerliche Familienleben und die zu meist mißverstandenen Probleme zwischen Eltern und Kindern, Mann und Frau. Wildgans macht den interessanten Versuch, die Konflikte innerhalb der Familie zunächst aus der tragischen Natur der Menschen zu erklären und läßt nur in seinem Trauerspiel „Armut“ den äußeren Umständen das erste Wort. Er erklärt sich hierüber in seinem Buch, „Ich beichte und bekenne“ folgendermaßen: „Es gibt vielleicht weniger tragische Schicksale als tragische Menschen, oder mit anderen Worten: die Bühne des Tragischen ist das Gebiet der inneren Notwendigkeit. „Die Braut von Messina“ bildet das Musterbeispiel (wie auch der Ödipus, usw.) des Dramas aus tragischem Schicksal. Anders (auf den ersten Blick) Hamlet, Gyges (ganz vage zunächst). Das Tragische des Schicksals dürfte dasjenige sein, was aus der modernen Tragödie auszuschneiden hat. An Stelle dessen: tragische Menschen und die durch ihre Beziehung zur Umwelt und anderen Menschen geschaffene Atmosphäre. (Meine drei Tragödien sind solche der tragischen Atmosphären und der tragischen Menschen.)“

Es muß dem hinzugefügt werden: Wildgans wäre genauer gewesen, wenn er auch hier zwischen dem Trauerspiel „Armut“ und den „Tragödien“ „Liebe“ und „Dies irae“ unterschieden hätte; denn tatsächlich ist seine „Armut“ vor allem ein Stück der tragischen Atmosphäre, während „Liebe“ und „Dies irae“ ihre Tragik fast ausschließlich in den tragischen Menschen haben. Die Kleinbürgerfamilie muß den Vater sterben lassen, weil es ihr an Geldmitteln gebricht, ihm den notwendigen Heilaufenthalt im Süden zu verschaffen. In der Armut liegt die Tragik. Wildgans erzählt allerdings von einem Freund, der ihm sagte, er fände sein Trauerspiel „Armut“ wirklich nur traurig und durchaus nicht tragisch. In der „Liebe“ entfremden sich zwei Eheleute dadurch, daß jeder an dem andern eine wachsende Nachlässigkeit im Interesse und in der Liebe zu erkennen vermeint. Das quälende Bedürfnis, für ihre Leiden Verständnis zu finden, führt sie nahe dem Abweg. Sie beichten einander und glauben dann, daß sie ihr gemeinsames Glück nur in der stillen Entsagung finden werden können. Die Tragik liegt hier in der Natur der Menschen, wodurch eine tragische Atmosphäre geschaffen wird. Ebenso verhält es sich mit „Dies irae.“ Dort muß ein junger, der Mittelschule kaum entwachsener Mensch zur Erkenntnis gelangen, daß weder Vater noch Mutter sein Leben gewollt haben und er muß mitanhören, wie sie seine Zeugung einander zum Vorwurf machen. Diese Erkenntnis und die Einsicht in seine Unselbständigkeit die ihn verhindert, den eigenen Lebensweg zu gehen, führen den jungen Menschen zum Selbstmord.

Wildgans hat mit seinen Schauspielen schöne Bühnenerfolge davongetragen. Dennoch kann ihnen keine Beständigkeit vorhergesagt werden. Denn gerade das, was den großen Dramatiker ausmacht, fehlt Wildgans. Er steht nicht über den Dingen, sondern zutiefst in ihnen. Seine Personen, so scharf sie sich auf den ersten Blick unterscheiden mögen, sind oft nichts anderes als die Versinnbildung seiner eigenen, so verschiedenen Charaktereigenschaften. Der Dichter ist eine tragische Natur; so ist er zu dem Satz gekommen, daß es im Drama weit mehr auf den tragischen Menschen ankomme als auf die tragischen Umstände. In Wirklichkeit aber erschüttert das Drama erst dann, wenn ein gesunder Mensch mit einer gesunden Einstellung gegenüber den Weltereignissen durch ihre unglückliche Fügung so hart getroffen wird, daß er daran zugrunde gehen muß. In diesem Punkte ist Wildgans gescheitert; am wenigsten noch in „Armut“, das als Trauerspiel ein allgemeines, soziales Übel in ergreifender Weise darstellt und daher Beständigkeitswert haben mag. Die Sprache des Dichters ist in allen drei Schauspielen fließend und treffend, die Schauspiele als solche bilden organische Ganzheiten. Gerade dieser letztgenannte Umstand aber hebt den Dichter hoch über den Durchschnittsdramatiker der Gegenwart hinaus.

Das große und bleibende Wildgans-Werk ist der „Kirbisch oder Der Gendarm, die Schande und das Glück“, das epische Gedicht in Hexametern. Inhalt, Form und die Gewalt der Sprache sind für den Leser unvergesslich. Kirbisch, der Gendarm in Übelbach, „am Hang des gewaltigen Volland“, frißt sich mitten im Kriege einen Schmerbauch an. Mit ihm lebt die ganze Gemeinde in Wohlstand und Überfluß, kümmert sich nicht um das Elend der

Umwelt und schon gar nicht um die Regierungsordnungen.* Er droht Kirbisch den Kriegsdienst an, falls er nicht sofort den Sparverordnungen in Übelbach Wirksamkeit verschaffe. Die ungeheuere Angst vor der Front macht den gutmütigen Kirbisch zum Tyrannen über den Ort. Er beschlagnahmt Verbotenes und Erlaubtes, verhaftet den unglücklichen Glaser, der zwei Söhne im Feld verloren hat, wegen Hochverrates. Inzwischen betrügt ihn seine Frau mit Fleps, dem Maulhelden und Fähnrich bei den schweren Haubitzen. Dieses Treiben geht so fort, bis es Pschunder, dem listigen Wirt zum störrischen Engel gelingt, Kirbisch in seinem Gasthaus mit einem großartig zubereiteten Festessen zu überrumpeln. Einer solchen Verlockung kann sich der biedere Gendarm nicht entziehen. Er vergiftet Regierungskommissär und Kriegsdienstgefahr. Ein bacchantisches Fest wird gefeiert; der Friede ist in Übelbach wieder eingekehrt, und mit ihm Frass, Habsucht, und Egoismus. Der gute Hirte und Pfarrer der Gemeinde aber, der immer gegen diese Übel angekämpft hat, verzweifelt an der Aussichtslosigkeit seines Beginnens.

Wildgans beherrscht die Ideenwelt der Antike wie selten einer. Homer, Heraklit, Horaz sind seit jeher seine bevorzugten Lehrmeister gewesen. So wie er als Lyriker die Wald- und Wiesengötter der alten heidnischen Kulturstaaten gesucht hat, schöpft er nunmehr aus der gewaltigen Sprache Homers. Die olympischen Götter beginnen in Übelbach ihr irdisches Wohleben. Bacchantisch erfreut sich das kleine Völkchen; allen voran Pschunder, der listige Wirt; mit ihm Romanus Ägid, der Selcher, Johann Baptist Populorum, der findige Krämer des Ortes, das Postfräulein Rose Rachoinig, die unfreiwillige Jungfrau, der Gendarm, die Gendarmin, Fleps und die vielen anderen guten Bürger von Übelbach. Der Dichter aber läßt mit einer freundlichen Geste die „unsterbliche Muse“ ein, ihm zu folgen. Da sieht sie nun Fleps genüsserisch beim köstlichen Mahle sitzen, wo

„Brutzelnd, brätelnd und braun vom prasselnden Brande des Bratherds,
Prangte die prächtige Schnitte, verbrämt mit der breitesten Borte
Schwellenden Rückenfetts von der helleren Farbe des Bernsteins.“

Sie sieht den Gendarmen in seiner ganzen Feigheit und Furcht, er könne um sein kriegsdienstfreies Leben kommen:

„Schlotternd stand der Gendarm und rieb sich die glotzenden Augen,
Dann aber faßte ihn Wut und panische Angst vor dem Frontdienst
Und er begann sich zu gürteln, behelmte den Glatzkopf und pflanzte
Sein Bajonett aufs Gewehr und begab sich zum störrischen Engel.“

Sie sieht das sinnlose Wüten des geängstigten Kirbisch, die Empörung der in ihrem genußreichen Dasein gestörten Bürger und auch die Rückkehr des Gendarmen, Seite an Seite mit Gemahlin und Fleps, zum friedfertigen Beisammensein und Festessen bei Pschunder:

„Wer, o Muse, beschreibt den leviathanischen Jubel,
Den nun der Auftritt des Wirts und die köstliche Torte entfachte?“

Diesem sündhaften, abstoßenden Treiben der Menschen stellt Wildgans die reine Idee des Christentums und der Entsagung gegenüber. Seit der Antike haben die Menschen ihre bacchantischen Feste zügellos weiter gefeiert

*Die den Genuß bestimmter Lebensmittel einschränken. Eines Tages kommt der Regierungskommissär.

und seit dem Tod des Erlösers immer wieder das Werk der Liebe verraten. Sie freuen sich in Übelbach auf die heiligen Feste nur deshalb, weil es Gelage gibt und Tanz. Und

„Übelbach ist ja ein Dorf nicht, in seiner Art einzig, kein Ausbund
Unter den Orten und Stätten der erdbewohnenden Menschen,
Übelbach ist ja die Welt. . . .“

Mit dieser traurigen Erkenntnis im Herzen schreibt Wildgans den 10. Gesang über die Verzweiflung des Pfarrers, des guten Hirten, der sich von seiner Herde verlassen sieht. Für die Menschen, die ihn nicht lieben, die schamlos der Sünde leben, soll er die Feiertagspredigt vorbereiten? O ja! Er wird ihnen sagen:

„Schlangen und Natternbrut, ihr Heuchler und Pharisäer,
Was, was habt ihr gemacht mit Gottes blühendem Garten?“
und weiter:

„Wahrlich, ich sage euch, so redet der Heiland, es werden
Alle Sünden vergeben vom meinem Vater im Himmel,
Nur eine einzige ist, und diese wird nimmer verziehen: die
Sünde wider den Geist! Und wahrlich, sage ich auch euch
Diese habt ihr begangen! Denn Gottes Geist ist die Liebe,
Ihr aber habet den Geist und im Geiste die Liebe ermordet!“

Dann aber sinkt die blutende Seele des Pfarrers in sich zusammen und spricht:

„Was, was wird dann mit euch, ihr einst meine Kinder, geschehen?
Ohne den Hirten mit euch? Denn ich, ich werde dann nicht mehr
Unter euch Atmenden sein. Und würd' ich's, was könnt ich zu euch
noch
Sagen, daß ihr es verstündet? Mein Herz hat die Sprache verloren!
Bin nur ein tönendes Erz mehr und nur eine klingende Schelle!
Denn ihr habt ja auch mir, auch mir die Liebe ermordet!“

Wer das liest, könnte mit dem Dichter an der Welt verzweifeln. So mächtig wie Wildgans hat noch selten ein Meister der Sprache das menschliche Elend in Worte gekleidet. Dazu kommt die furchtbare Satire des Dichters am Ende des 9. Gesangs, wo er die Leiden des Pfarrers und der anderen Guten als die Glückesvollendung des zuschauenden „Lumpenpackes“ hinstellt. Der leidgeprüfte und verbitterte Dichter würde damit die Welt für den Selbstmord reif erklärt haben. Dieses Urteil hat aber auch ihm zu hart geschienen. Mit einer letzten Überwindung greift er nach dem einen Glücksstrahl, den ihm der Gang seines epischen Gedichtes offen gelassen hat, nach dem schmerzhaften Mutterglück der Magd Cordula. Sie, die Dienstmagd, die dem Dienstherrn und dem wildfeiernenden Volke aus Übelbach entlaufen ist, weiß freilich nicht, wo sie Unterkunft finden wird, aber sie trägt die Zukunft in ihrem Schoße. Auf diese Zukunft hofft sie und der Dichter:

„Auch, solange die Welt steht, wird immer wieder ein reines
Kindlein geboren werden, um dessen willen der Herr die
Erde so schön gemacht und den Herzen die Hoffnung gegeben!
Und eine Mutter wie du — gegrüßt seist du, Maria! —
So es in Demut empfangen und hart und getrost in der Not ist,
Wird ihm die Brüste reichen, auf daß es lebe und stark sei;
Selbst eine Welt sich zu schaffen aus seinen Träumen! Denn anders,
Wenn wir an dieses nicht glaubten für unsere eigenen Kinder,

Wäre die Erde ein Ort der bloßen Verzweiflung, die Zeugung
Schuld nur am neuen Geschlechte, kein Frieden erlöste in Gräbern,
Und es verlohnte sich nicht, den Menschen die Leier zu rühren."

Damit hat der Dichter sein Lebenswerk als Lyriker, als Dramatiker und als Epiker abgeschlossen. Seine späteren Prosawerke sind, abgesehen von der „Rede über Österreich," autobiographischer Art. Die Witwe nach dem Dichter, Frau Lilly Wildgans hat aus dem Nachlaß vermischte Schriften und etliche noch nicht veröffentlichte Gedichte gesammelt und unter dem von Wildgans selbst geplanten Titel „Ich beichte und bekenne . . ." bei Staackmann erscheinen lassen. Wie aus der „Musik der Kindheit" erfahren wir auch aus diesem Werk über die ersten Jugenderinnerungen des Dichters. Nur setzt Wildgans diesmal seinem Vater ein besonders schönes Denkmal. Die schwere Krankheit, die er seinerzeit an dem Vater hat sehen müssen und an der er selber später in gleichem Maße elend war, hat in ihm eine tiefe Leidensgemeinschaft mit dem Verstorbenen entstehen lassen.

Man mag in Anton Wildgans' Erdgebundenheit einen Mangel erblicken. Der geniale Flug der Gedanken war gehemmt, die Entwicklung zum großen Dramatiker mußte ausbleiben. Doch es darf nicht vergessen werden, daß der Dichter nur aus dieser Erdgebundenheit heraus das geben konnte, was heute zu einem Ewigkeitsgut der deutschösterreichischen Literatur geworden ist: Seine Lyrik und seinen „Kirbisch."

Ein kanadischer Wintertag

Das war ein schöner, echter Wintertag --
Die weite Erde keusch gekleidet lag
Im königlichen Hermelin.
Der Himmel klar, in schön gewölbtem Bogen,
Wie lichter Atlas glänzend, straffgezogen,
Gleich einem blauen Baldachin.

Im tiefen Frieden lagen Feld und Flur,
In heilger Ruhe weithin die Natur,
Als wär' das Leben jäh entflohn
Und rings die Welt des stummen Todes Beute. —
Wie lauscht' ich fröhlich da dem Schell'ngeläute
Der Silberglöckchen hellem Ton!

Nun fahr ich heim. Des Pferdes Hufschlag klirrt
Auf hartem Grund. Da stockt mein Gaul — es schwirrt
Jäh über uns vom nahen Feld.
Schneevögel sinds; sie fliegen auf und nieder,
Der Wolke gleich in ihrem Schneegefieder —
Fort sind sie, wie vom Sturm geschnellt.

Nun, Pferd, greif aus in heimwärtsschnellem Lauf!
Nur kurze Zeit, dann zieht das Wetter auf,
Das diese stummen Boten drohn.
Denn dort am nahen Horizonte lauert,
Dem Raubtier gleich, das sich zum Sprung gekauert,
Die finstre Schneesturmwolke schon.

Aus: *Herz und Natur*, New York.

—Heinrich Rembe.

REALIA, KULTURKUNDE, AND NATIONALISM*WERNER F. LEOPOLD, *Northwestern University*

Realia has justly been playing a large part in German reading material in the last few decades. The name *Realia* is no longer popular. *Kulturkunde* has taken its place, and even that term is now in disfavor in Germany; *Volkskunde* is, I believe, now the battle cry. But this change of names, much as it may smack of fads, is really indicative of the desire to get down more and more to the deepest roots of a nation's individuality. That this striving is a crying need is daily made evident by the deplorable lack of understanding which nation displays to nation. Building bridges of understanding between two nations, tenuous though they may be in two or three years of language teaching, must forever be the ideal of the language teacher, the ideal which he needs as a shining star above the clouds of the day-to-day grind.

The word *Realia* is now despised because it has come to denote a degree of mechanization. Yet even on the lower levels of its application, it does not stand for useless things. Students are always interested to hear about the German school system, the old German student life, the youth movement. They want to know what German railroad cars look like, and what the difference is between first, second, and third class compartments. They enjoy being told about different manners in social introductions, at the dinner table, in walking with a lady, and in greeting each other in the street. All these revelations, even though they may at first be received with a smile of amusement, really help them to see that it is possible to do things differently from the way they are done at home. Thus they do widen their horizon.

It may indeed be that they really reveal more of the foreign nation than statistical facts or the superficial assimilation of sight-seeing details. Still, such information is also indispensable as the frame work for a deeper appreciation of Germany and of German literature. Those of us who have traveled with a student group in Germany have somewhere in the recesses of their minds their own sceptical opinion about the educational value of travel. It is disheartening for a lover of German culture in its deeper aspects to see visitors pass over sights laden with historical or literary associations with nothing but a glance at surface values, and their very praise becomes painful when it misses essentials. Yet the condition itself is entirely natural it shows the enormous difficulty of the task to lift people out of their home-conditioned standards and imbue them with a measure of understanding for foreign-bred ideals. But sight-seeing does have distinct educational value if the recipient of visual impressions is a thinking individual and makes an earnest effort to pierce the surface and understand the creative forces discernible behind the imposing, or else disappointing, front of a "sight". There are usually a few such persons in a traveling group, and they are the consolation of their much suffering, better informed companion. The responsibility of the group leader is heavy; he can assist at least part of the

*Second part of the address printed under the title "Word-Counts and After" in the December issue of this journal.

group to assimilate some of the background, so that they really educate themselves instead of doing no more than feed their voracious senses another series of thrills and fleeting impressions, which do not influence their thought patterns at all.

The same holds true for Readers reproducing travel experiences or other texts introducing students to noteworthy samples of German scenery and cities. The task here is harder, because visual impressions can be conveyed only vicariously, by nothing better than by pictures, which should therefore be not incidental, but plentiful and organically interwoven with descriptive words. In a way the task is easier, because visual impressions do not exhaust the receptive capacity, and the mind of the learner is ready to be led toward essential appreciations directly, without first becoming clogged with a wealth of undigested detail. At any rate, a Reader of this kind would fail in its real purpose if it were satisfied with reproducing some of the visual impressions of the tourist. It must give a good deal of background. That means another array of facts — unfortunately, I might say. The rock on which such books are constantly in danger of being wrecked, is the accumulation of fact upon fact, from history, literature, geography, so that the reader may become increasingly confused instead of enlightened. Yet it is such facts that constitute the elements of native appreciation. They cannot be spared. Only on the basis of facts which actually enter into the mental aggregate constituting the native's appraisal can we hope to create a faint reflection of it in our students' minds, and the result, as in every instance of hard work and digestion of facts, is more satisfactory than a hazy impressionistic word picture. But beyond that, wherever it seems important, the emotional reaction of Germans should be added, to round out the picture with some of the intangible ingredients which enter so largely through the subconscious mind into many values of life.

To give a specific example: when describing the Cologne cathedral, it is not sufficient to praise its beauty and impressiveness with a number of glowing adjectives, which at best leave a feeling that it must be important enough for somebody to get lyric about it. A picture does much more, but we must teach the student to see the picture right, which in itself can only be done with an accumulated store of facts in the conscious or subconscious background. So if we want to achieve anything educational, we cannot avoid stating facts, which may extend to such mechanical details as its location near the Rhine and near the railroad station. We must give some information about the building history and about the main features of the Gothic style; more than that, we should give an outline of the city's and the university's history which has surged around it, and throw out spotlights on the political and cultural history of the whole German nation. But beyond these solid facts we ought to try to give an impression of the symbolic value this monument has acquired for the Germans; to show that the German has an emotional attitude toward the Cologne cathedral as the American has toward the Statue of Liberty, an attitude which is different from, but superimposed on, intellectual facts.

When advocating such a deepened discussion of Realia, I have left behind the interpretation apparently now given to the word, which is a restriction to mechanical aspects of civilization, and entered into what is generally still called *Kulturkunde*, that is, the higher levels of civilization and culture. I repeat: I do not think the lower strata of human endeavor should be neglected, especially in view of the exaggerated importance mechanical features of civilization have in the minds of our contemporary youth. I have known students who were actually astonished to learn that there are subways and elevated railroads in as many German as American cities. For immature minds it is not superfluous to point out that the German telephone system introduced the dial phone as early as 1915 or before; that the postal system is extremely efficient, and at the same time yields a large revenue; that the railroads had stream-lined Diesel-engined trains just a little sooner than in any other country; that Germany led the world in airship and airplane traffic and in the glider sport; that it has good roads and a growing network of superhighways. Even many adults might be impressed more by such ephemeral features of what the Germans call *Zivilisation* than by the higher achievements of *Kultur*. But we want to educate our students to an understanding of better things — with regard to Germany, but hoping that they will transfer this appreciation to home conditions as well. In the light of *Kulturkunde* we are more interested in telling them that Germany has 83 reputable opera houses. A fact like this could be used to illustrate the genuine appreciation of music by the German people and the promotion of cultural interests by various government units. We will tell them of German *history*, *art*, and *literature*, not in order to surfeit them with more facts, but to make them understand the German people better.

Such works of *literature* as *Das Lied von der Glocke*, *Wilhelm Tell*, and *Faust*, *Erster Teil* have had a powerful share in moulding the German nation, by means of striking coinages of wisdom, ideals, and character portrayal, all of which are themselves products of the German nation, creatively mirrored in the works of representative geniuses.

Likewise, the mere enumeration and description of works of *art* would only emphasize the fact that the Germans have made significant contributions to this province of culture. That is not superfluous since I have the impression that even some of our professors of art tend to pass by German art with the most perfunctory mention; their attention is often concentrated on Italy, France, and England, which results in a considerable distortion of the picture, certainly as far as architecture is concerned. But there is one thing about architecture, for instance, which is more important than the existence of many masterpieces. That is the effect which their presence has on the minds of the German people. To be sure, the country women who sit on the forenoons of market days in the picturesque squares of ancient towns are probably not much impressed by the antiquity or architectural beauty of the buildings looming above them. But of course we are aiming at something higher than the mentality of market women or museum watchmen. Not that the mentality of the simple folks is negligible; in fact the

enjoyment of art, especially of good music, often reaches down into surprisingly low levels of society and is by no means linked with the possession of money. There are actually museum guards who have a better understanding and a greater love for the treasures they watch than many of the visitors who view museums and galleries only because it is "the thing to do." But what we try to make our students see is the mental and emotional attitude of educated Germans. I am thinking of such when I state my belief that the presence of great architectural monuments in the middle of the less inspiring occupations of everyday life must make a difference in German personalities. Seeing how ancient cathedrals, beautiful city-halls, castles laden with historical reminiscences, old city gates continue to display their stately forms among the busy and noisy activities of modern life, which are trying in vain to obliterate their significance, cannot help affecting the sense of values of modern man. While a German may be hustling to the stock exchange, his mind all taken up with the important question how many points of profit he is likely to realize from the sale of his stocks, a side-glance at the Gothic cathedral and the Renaissance city hall located on the same square as the exchange building will give him, consciously or subconsciously, the insight that the pursuit of money, while eternal and universal, does not do much to mould the nation's culture. At least at lucid moments he must realize that the struggle for one's daily bread, all important as it may seem at the moment, will be forgotten the next day, whereas the monuments of religion, of statecraft, and of art endure through the centuries, together with the spirit that has inspired them. Constantly seeing old and new buildings side by side, he will have some reverence for the past, some reluctance to part with time-tested traditions, some hesitation to throw himself into a breathless succession of innovations and experiments. We need not withhold from our students the fact that such conservatism will occasionally retard the progress of Europeans. But we shall also show him that Europe is not only a museum of curios, that modern life is surging everywhere by the witnesses of the past, but mostly floating considerably *around* them. They may then see that progress is not an absolute ideal, especially not when it is interpreted in a mechanical sense only, and that it may be wise to temper progressiveness with a good measure of regard for those traditions which have not become empty fossils.

Similarly the German's sense of beauty is cultivated by the ever present object lessons provided by architectural gems (to stay within this restricted illustration of art). Every traveler in Germany returns full of admiration for the beauty, order, and cleanliness he has observed everywhere. He notices that it is possible to combine practical efficiency with constant attention to beauty; he is impressed by the fact that even in the poorer quarters the Germans will rather go without butter on their bread than without flowers in their windows. It may be a long way from the erection of a Gothic house of worship to the placing of waste-paper baskets at nearly every street corner (and the actual use of such baskets!), but I firmly believe there is a connection.

If we finally come to *history*, there would certainly be no point in making our students memorize complete lists of the German rulers from 768 to 1918 with the years of their incumbency. But on the other hand I would not go so far as to decry the memorizing of dates altogether. I do think it is bad that practically all our students even in college have not the slightest idea in which century the Thirty Years' War took place! I once knew a man who liked to make fun of his contemporaries by claiming that Frederick the Great admired Napoleon and had a picture of him hanging in his study. How many of our college students would be able to see through this anachronism if it were only told with a serious face? We do need some dates as a skeleton to support historical insight. But they should not be our chief consideration. It is more important to develop out of historical facts an insight into the growth of the German national character. Without a knowledge of the great outlines of German history, how should a student learn to understand that curious polarity of the German mind, that wavering between the highest achievements in true culture and the greatest efficiency in practical matters; between devotion to quiet research and peaceful progress on the one hand and violent self-assertion on the other? Knowing of the long suppression under petty despots in the 17th and 18th centuries, he will better fathom the Germans' resigned absorption in matters of the home and the heart. Knowing of the untold misery brought upon the nation by a long succession of wars in which Germany was the battle ground of Europe; of the devastations of the Thirty Years' War, in which two-thirds of the population perished and German civilization was thrown back two centuries, of the years after the World War, in which merciless victors denied a docile and compliant country the right to live, they will understand better, why Germany again and again felt the need for a strong national defence in order to keep foreign invaders from her soil, sacrificing much of the cultural pursuits to which she would much rather devote her energies. Knowing of the centuries of civil wars and regional jealousies which weakened the nation and opened its frontiers to foreign covetousness, he might begin to see that the traditional longing of its best minds for national unity may at times develop into a passion for which no price seems too high, an attitude which is not easily understood in countries where unity is a matter of course or at least not a perennial problem.

These are examples of what I understand by *Kulturkunde*. The student cannot begin to understand the Germans and their literature before he commands a basic store of facts about Germany. Have I crossed the dividing line between *Kulturkunde* and Nationalism? I hope not. There is a difference between exhibitions of nationalism and explanations of national character. Propaganda for foreign nationalism has no place in our schools. Elucidation of foreign character is a vital need. The German nation is at one time extolled as a nation of poets and thinkers. At other times it is violently denounced as a disturber of peace, as a rattler of sabers, as the arch-enemy of civilization. German individuals are usually liked and respected; with regard to the German nation opinions waver between admira-

tion and hatred. Thoughtful observers have often been puzzled by the apparently inexplicable contradictions in the German character. To give American students a key to understanding it is certainly a legitimate concern of the German class. That does not always have to be done as explicitly as I have tried to do today, but at least we should give our students the facts which throw light on the German character and civilization, and it seems to me imperative that we examine the reading matter we lay before them very carefully to see whether it reveals enough facts of this kind, either directly or indirectly.

The difference between nationalistic propaganda and the explanation of a nation's mentality is considerable; but here as so often in life it is not so easy to draw the actual dividing line. National propaganda works with facts, but presents these facts in the light of an official theory, which may or may not be in agreement with an objective, dispassionate view. The foreign language teacher will largely have to present the same facts, but he may have to add other facts that the official version chooses to disregard. He definitely should not take over bodily an official interpretation, if in his honest, mature, well-considered opinion it does not represent that objective view which he owes to his students. That question is not usually very acute, but we all know that it is woefully acute with regard to Germany at the present time. If it seems that up to now I have been carefully skirting around the burning question of national socialism in Germany "wie die Katze um den heißen Brei", I do not intend to continue avoiding the issue, which is a vital one for every teacher of German.

The situation to my mind is similar to that developing before every national election in this country. All parties in their campaign work with an elaborate array of facts and statistics, which in large measure represent the truth. But few of us would be willing to believe that any party, impelled by a lofty idealism and a fanatic service of justice, proclaims the whole truth and nothing but the truth. That, however, is just what the teacher must aim at: to present the truth, the whole truth, and nothing but the truth. This is very hard to do for issues of the present moment, on which we have our pet convictions and where we find it difficult for ourselves to rise to a lofty, detached judgment, which in all human affairs amounts to a weighing of pro and con. That is why we agree that we should abstain from party propaganda in the class room. That is why we subscribe to the rule that a communist should not be allowed to preach his communist doctrine with the idea of converting his students to the communist view of political life. For the same reason, no believer in national socialism or fascism should be allowed to voice his conviction in the class-room with the idea of winning adherents for his doctrine.

Yet, the extension of the student's experience should certainly not halt before the field of political doctrines. The students have a right to ask for a dispassionate introduction to the principles which make many perfectly sane people embrace communism, fascism, or Nazism. But the German class is hardly the place for such an introduction. We have better values to give.

As matters stand at present, the wisest course to my mind is to postpone judgment on the unsettled political situation in Germany, and meanwhile abstain from classroom utterances concerning it. The truth can more easily be established about matters of a somewhat more remote past, and we should stop our teaching before we come to the point where the establishment of truth seems no longer assured. We shall have to revise that attitude some time. The changes in institutions and mental attitudes wrought by the new system in Germany are so deep and revolutionary that we cannot long shut our eyes to them. But everything is still in such a state of flux that I believe we should suspend revision of our teaching and of our textbooks until time will reveal the stability of the changes. There are drawbacks to being too up to date, and we have already many a textbook that gathers dust on the shelves because it was too hasty in presenting immediate post-war conditions. My earlier plea for conservatism in the choice of texts applies to readers in Kulturkunde as well. That does not mean that we should shy away from obvious facts. When I was writing a beginners' reader, a well-meaning friend advised me not to include the fact that Adolf Hitler became German Chancellor in 1933. That would be over-scrupulous: this fact can never be erased from the book of history.

But we have a much more worth-while task in presenting to our students those more essential facts determining a nation's character that are unchanged by the ripples on the political surface: Realia about manners and habits and institutions that last; and cultural information about art, literature, and history. I should like to go one step further: more valuable than all this factual information is the opportunity to give our students a glimpse into the Germans' own special way of thinking and feeling, into typical German characters, into the distinctive way in which the German looks at life and the world, each one with his own individuality and yet each moulded by the traditional pattern of his nation.

This is the highest aim of our teaching, and in comparison with it, both Realia and Kulturkunde fade into the background. I believe that at this point mistaken judgment is sometimes applied to the selection of texts. Much as we need to present the superficial facts termed Realia and the more essential ones comprised under Kulturkunde — let us get that over with as soon as possible. The grammar, the graded readers, the transition reader should take care of that by the end of the first college year. The material is so vast that I am afraid there is really no time for a mere story of adventure. Thereafter let us look for more vital things, let us give the students a chance to look at the world through German eyes, as far as that is possible. Here I would introduce a restriction to my endorsement of the classics.¹ If a classic work reveals the typical German outlook, it is probably the best type of reading material we can find. If it does not, it is inferior to a modern book which does. Mere appeal to universal qualities has an educational value indeed, but none that would be a distinctive contribution

¹In the first article.

of classes in German. The literary value of a story or drama is an important educational consideration. But again the student is supposed to learn literary appreciation in his classes on English literature. What he has a reason to expect from his German class is something that is different from English literature—not necessarily better than it. To be specific at the risk of clashing with personal predilections: it appears to me that Kästner's *Emil und die Detektive*, while a splendid story that holds the students' interest, does not reveal very much about Germany and the Germans. Think only of the fact that a French translation of the book has already come out as a text for our students of French—with Paris simply substituted for Berlin! On the other hand, Kästner's *Fliegendes Klassenzimmer*, almost equally fascinating, shows much more genuine German atmosphere and typically German characters, with enough universal human appeal to serve as a bridge of understanding.

And then there is the last question of German locality—long a pet peeve of mine. Many teachers seem to think a book whose plot is not laid in Germany should automatically be ruled out. That idea shows too much devotion to Realia, which we should outgrow at an early stage of the student's course. On the intermediate stage we want to introduce him to the mysteries of the German mind. The latter can sometimes show even better against a non-German background, with which it has to struggle, lifting itself into greater consciousness. To display personal judgment again I would say that Heyse's *L'Arrabbiata* is at least suspicious in this regard. Heyse tries to submerge himself in Italian atmosphere and Italian characters. He shows nothing German directly and withholds all German reaction to the strange environment with esthetic self control. That makes the story interesting to German readers, but it deprives it of appreciable value for our German classes. On the other hand, Goethe's *Italienische Reise*, if it were otherwise suitable, would be very valuable as an instructive example of a great German mind struggling to digest a foreign medium with resultant sharpening of its native faculties. If education means broadening of the base for judging phenomena rightly, a German book with a foreign background, in which a judicious author tries to accomplish the same thing for himself, should be all the more suitable for our purpose, because it forces him to become conscious of his own national peculiarities. A thinking German who describes his personal impressions on a trip around the world may show the German mind more clearly than one who has never left home and does not see the distinctive features of German life.

So let us apply to our texts the yardstick of whether they are typically German; but let us not discard one, just because it does not speak about the Rhine or about sauerkraut. German atmosphere is something deeper than merely a German setting, and fairy tales with their deep emotional appeal may lead farther into an essential appreciation of the German mind than a lively narrative with *Unter den Linden* and *Brandenburger Tor* spread all over it.

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Rainer Maria Rilke

Zu seinem 10. Todestage am 29. Dezember 1936

Wenn für irgendeinen, dann paßt für Rainer Maria Rilke das Bild, das er sich selbst wählte: ein aus den breiten Niederungen zu den ewigen Bergen Wandernder. Er wuchs zu den Höhen, so wie die Zeit wächst, in erschreckender und tödlicher Stetigkeit und Sicherheit. Dort weilte er als ein Einsamer. Aber den Blick sandte er zu dem Himmel unsrer letzten Menschenklarheit.

Er ist ein Besitzender und ein Verzichtender. Er gehört zu denen, die am stärksten der Schönheit unendliches Wesen begreifen und die zugleich wissen, wie wenig wir doch aus der Not unsers Menschseins an ihr teilhaben können. So ist ihm sein Wissen einmal nur Seligkeit, die ihn zum grenzenlos Rühmenden macht. Aber es ist ihm zugleich ein furchtbares Schicksal, und „das Schöne ist ihm des Schrecklichen Anfang“. Der Dichter ist wie Moses auf Sinai. Er darf in des Gottes Nähe weilen. Aber er muß das Ewige mit Menschaugen sehen, und furchtbar trifft ihn der Strahl der Erkenntnis.

Die Schönheit — das Absolute, die ewige Wahrheit, die tiefste Harmonie — begegnet uns Menschen im Sein dieser Erde. Für den Dichter Rilke ist all das schön, das in sich ruht, das nicht geschlagen ist von der Verwirrung der Erkenntnis, vom Schicksal des Menschseins. Schönheit ist in aller Schöpfung. Alles Sein überwältigt den fühlenden Sinn. Solches Sein ist die Blume im Glas, ist der einsame Baum im nächtlichen Wind, ist das Rauschen eines Brunnens oder auch ein Bettler am Weg, sind der Frühling und der Herbst. All diese Bilder und Formen des Schönen bewegen und ergreifen uns. So fühlt sie der Dichter. Am stärksten aber beschäftigen ihn die großen Geheimnisse in unserm eignen Sein. Immer wieder singt Rielke das Wunder des Kindes, und immer wieder lockt ihn das Dunkle im Wesen der Frau. Kindsein und Frauenseele sind ihm ewig verlockende Blüten des Daseins.

Erhabener aber und furchtbarer zugleich sind ihm Liebe und Tod. Diese beiden erreichen uns alle, sie wohnen tief in uns und bleiben uns doch immer fern. Indem sie uns stärker als alles bewußt werden, fühlen wir an ihnen aber auch stärker als an allem die Grenzen unsers Erkennens. Vielleicht, daß in dieser Überschneidung auch ein Grund zur Gewalt der Erschütterung zu suchen ist: wir erleben in uns das Geschehen der Ewigkeit.

Der Liebe sind wir alle verfallen. Sie ist in ihrer reinsten Form von einer Ausschließlichkeit sondergleichen. Der Dichter weiß: wenn wir „ihre Landschaft auch kennen“, immer wieder werden wir zurückkehren in die „furchtbar verschweigende Schlucht, in welcher die andern enden“. Die Liebe, an der wir sterben können, ist dem Dichter nahe beim Tod. Sie ist das wirklichste, unerbittlichste Sein. Entsetzt ruft der Sehende: „Masken, Masken, daß man Eros blende.“ So sieht Rielke die Liebe als das Unbedingte und Große, als das Herrliche und zugleich Gnadenlose. Für ihn gibt es wenig, das so echt ist. Er weiß, daß sich in nichts — es sei denn der Tod — der Mensch so verliert wie in die Liebe. Und so gehört zu den Erkenntnissen, die er in seiner letzten und reifsten Dichtung immer wieder ausspricht, auch die von der Erhabenheit der Liebe. „Singe die Liebenden“ ruft er, „lange noch nicht unsterblich genug ist ihr berühmtes Gefühl.“

Rilke ist der Dichter, der immer wieder von der großen Kraft des Leides spricht. Und hier ist ihm das Leid, das aus der Liebe kommt, das, was am stärksten befähigt. Um tiefer zu besitzen und zugleich tiefer zu lieben,

weist er für sich den Besitz zurück in dem überaus ergreifenden Gedicht, das mit den Versen endigt:

Ach, in den Armen hab' ich sie alle verloren,
Du nur, du wirst immer wieder geboren:
Weil ich niemals dich anhielt, halt ich dich fest.

Neben der Liebe aber gilt der Tod. Dieser vor allem! Der Tod ist für den Dichter von allen uns zugänglichen Formen des Göttlichen die vollkommenste (so wie Jean Paul einmal sagt: „Der Tod, das letzte Entzücken der Erde“). Wir alle erleiden ihn ja, und in nichts hinein — nicht einmal in die Liebe — verlieren wir uns so wie in ihn. Was ist denn das Leben im Grunde anders als eine „Weise von Liebe und Tod“. Wohl ist der Tod uns Lebenden noch entstellt durch einen „Maskenmund tragischer Klage“. Wir leiden an ihm, und wir verstehen ihn nicht, aber wie sonst nichts fühlen wir seine erhabene und majestätische Nähe „mitten in uns“, und wir brauchen ihn. Stark ist in Rilke der Glaube an unsre Verbundenheit mit den Toten. „Könnten wir sein ohne sie?“ fragt er, und er weiß, sie leben in uns, zurückgekehrt als die Reifen und Klaren, uns zu lehren „wie voll Vorwand das alles ist, was wir hier leisten.“

Wie ein Glück mutet es uns an, nicht immer hierbleiben zu müssen in dieser Welt der Vorschau und hinüber zu dürfen in ein Reich klarern Sehens. Aber hier ist Vorbereitung, und die, die vor uns gingen, läutern unsern Blick, kehren zurück, um zu helfen. In dem klaren wundervollen Gedicht Alkestis folgt ein Mädchen, um den Geliebten zu bewahren, dem Tode. Aus der Seligkeit reinsten Läuterung geht sie fast ohne Übergang in die Seligkeit des Todes.

Mit einem Lächeln, hell wie eine Hoffnung,
Die beinah ein Versprechen war: erwachsen
zurückzukommen aus dem tiefen Tode
zu ihm, dem Lebenden —.

Wohl ist der Tod ein Fremdes. Er ist tief und herzerschütternd, und nicht alle tragen ihn gleich. Aber wir alle sind ihm verpflichtet. Er ist es, der wie ein Gärtner das Leben pflegt. Er erst gibt ihm seinen Hintergrund und seinen Sinn. Nur im Angesicht des Todes können wir wachsen, und nur durch ihn kann der Held entstehen. Er auch soll uns führen in ein Reich höherer „Wirklichkeit“. Der Tod ist sicher und seiend, unbeirrbar und stark, so, und mehr noch, wie Blume und Liebe. Er ist furchtbar und schön. Von den „Gipfeln des Herzens“ sieht der Dichter als Ergreifendstes den Tod.

Karl Maria von Weber

18. Dezember 1786 — 5. Juni 1826

Im Jahre 1826 endete im Hause des Hofkapellmeisters Sir George Smart in London ein Leben, das am 18. Dezember 1786 in Eutin, in einer Stube des Stadtmusikus, ehemaligen Offiziers und reisenden Theaterdirektors Franz Anton von Weber, begonnen hatte. Der Tod nahm dem vierzigjährigen Karl Maria vor der Zeit die Feder aus der Hand, denn sein letztes Werk, der ‚Oberon‘, war erst in einer eiligen Revue-Fassung für das Londoner Coventgarden-Theater entworfen, und für die deutsche Opernbühne mußte die Ausführung des Märchenspiels unterbleiben. Mochte es auch den Meister der ‚Euryanthe‘ kränken, daß er während seines Dirigentengastspiels an der Themse einseitig als Schöpfer des ‚Freischütz‘ bewundert wurde — in diesem einen Werk gipfelte die Leistung seines Lebens für die deutsche Musikgeschichte.

„Weber kam auf die Welt, um den Freischütz zu schreiben!“ sagt Pfitzner. Was das für Deutschland bedeutete, eine deutsche Oper zu schreiben, in einer Zeit, wo die ganze Welt, besonders Europa, von Italien musikalisch beherrscht wurde! Die italienische Oper mit italienischen Kapellmeistern, Sängerinnen, Sängern und Tänzern stand in Hochblüte. Was gab es damals, als Weber im Jahre 1817 nach Dresden kam, an originaldeutschen Bühnenerwerken größeren Stils außer ‚Zauberflöte‘ und ‚Fidelio‘? Fast nichts. Als verachtetes Aschenbrödel mußte sich das deutsche Singspiel an geringen Orten verstecken, wo es oft an einem Abend zusammen mit Possen und Gauklerkünsten gegeben wurde. Karl Maria von Weber legte in die Festung mit seinem ‚Freischütz‘ eine Bresche. Er ließ mit glücklichem Griff aus Volkssage, Brauchtum und Naturgefühl die deutsche Romantik in rauschenden Akkorden aufströmen. Als Schauplatz der Handlung war der deutsche Wald mit einer ganz persönlichen und neuartigen Meisterschaft musikalisch eingefangen. Hörnerquartette und Bauernwalzer, die Klangfarbenreize und Dissonanzensymbolik der dämonischen Wolfsschlucht sprachen dem deutschen Menschen aus der Seele.

Daß die Uraufführung eines solchen Werkes Epoche machte, war nicht zu verwundern. Es war ein dramatischer Zweikampf zwischen Weber und dem preußischen Generalmusikdirektor Spontini, der am 18. Juni 1821 im königlichen Schauspielhaus am Gendarmenmarkt zu Berlin ausgetragen wurde. Webers Sieg über den Italiener und seine Richtung wurde als ein Erfolg empfunden, der sich den Schlachten der Freiheitskriege anreihete. „Der Freischütz wirkte als Erlösung auf die große Zahl unserer Geister, die an Deutschlands Zukunft glaubten“, sagt Kretzschmar. „Er war ein Erfrischungstrunk für alle politische Romantik, gleichviel in welcher Form, für die feurige Jugend, die in der Burschenschaft sich auf Kämpfe und Leiden vorbereitete, ebensowohl wie für die Männer, die in Werken von Kunst und Wissenschaft die deutsche Vergangenheit wiedererlebten, um die Gegenwart zu ermutigen und zu kräftigen.“ Das Werk eilte durch ganz Deutschland.

Doch nicht mit der Oper allein begleitete Weber den deutschen Befreiungskampf. Im Sommer 1814 hatte er in Berlin die Heimkehr der siegreichen Truppen Preußens gesehen. Sie sangen vaterländische Weisen von Methfessel, Himmel, Eberwein und anderen Liederdichtern der Zeit. Da vertonte Weber die Gedichte, die der junge Freiheitsheld Theodor Körner in seiner Sammlung „Leier und Schwert“ vereinigt hatte. Über dem Einmüßeln von „Lützows wilder verwegener Jagd“ war Körner erschossen worden — jetzt erklang sein Lied in feurigen Strophen. Das „Schwertlied“ und das „Gebet vor der Schlacht“ zündeten in großdeutsch gesinnten Studentenkreisen, und Weber galt mit Recht als der musikalische Führer des nationalen Gedankens. Ein Jahr später schon konnte er in seiner von gleichen Gefühlen getragenen Kantate „Kampf und Sieg“ seine eigene Melodie von „Lützows wilder verwegener Jagd“ als volkstümlich gewordenen Kampfgesang Preußens der englischen Nationalhymne gegenüberstellen.

Was bedeutete gegenüber dieser einzigartigen Verschmelzung von musikalischem Nationalcharakter, Zeitgeist und persönlichem Genie des abschätzigen Urteil selbst bedeutender Wortführer des damaligen gebildeten Deutschlands? Mochte Ludwig Tieck die Wolfsschluchtmusik das unmusikalischste Getöse nennen, das je über die Bühne tobte, mochte Ludwig Spohr verächtlich über Webers Gabe sprechen, für den großen Haufen zu schreiben, mochte sogar ein E. T. A. Hoffmann, der die erste „Undine“ schrieb, für den unterlegenen Spontini Partei ergreifen — Weber eroberte auf dem Gebiet der Musik die Freiheit und Weltgeltung des Deutschtums.

Ein halbes Jahrhundert später, als die nationale Einigung in Deutschland ihren zweiten entscheidenden Erfolg errungen hatte, war auch Webers Sieg über die Spötter vollendet. Während Bismarck das neue Reich zimmerte, vollendete Wagner seinen Nibelungenring. Wagner vollstreckte als Komponist das Vermächtnis Webers, an dessen heimgeholtem Sarg er 1844 die klassischen Worte gesprochen hatte: „Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du! Wohin dich auch dein Genius trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Phantasie, immer doch blieb er mit jenen tausend zarten Fasern an dieses deutsche Volkshertz gekettet, mit dem er weinte und lachte wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauschte . . . Sieh, nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber lieben kann dich nur der Deutsche. Du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen!“

Bericht über die Versammlung der Modern Language Association of America zu Richmond und Williamsburg, Virginia

EDWIN ROEDDER, College of the City of New York

Was war es wohl, was die 53. Tagung unseres Neusprachlerverbandes zu einer der erfreulichsten in seiner langen Geschichte machte und bei allen Teilnehmern einen so angenehmen Gesamteindruck hinterließ? Es wirkten sicherlich mehrere günstige Umstände zusammen: da war erstens die ungemein geschickte Anordnung der Arbeitsgruppen im Gesamtprogramm, die, ohne den üblichen Zeitraum zu verlängern, den größeren Teil eines vollen Tages zu dem Ausflug von Richmond nach Williamsburg herausschlug, so daß die meisten auch noch Yorktown und Jamestown besuchen und sich bei wohligem, wenn auch nicht sonnigem südlichem Himmel mit den tausend geschichtlichen Erinnerungen dieser Orte sättigen konnten. Da war zweitens die herzliche, unaufdringliche Gastlichkeit des Südens, oftmals gerühmt und so schwer in Worte einzufangen; für sie sei auch hier aufrichtiger Dank gesagt. Drittens schien es trotz der großen Besucherzahl — etwa vierzehnhundert aus allen Teilen des Landes — leichter als je, alte Bekanntschaften zu erneuern und neue anzuknüpfen, was doch mit ein Hauptzweck solcher Tagungen ist. Alles das trug dazu bei, auch für die wissenschaftliche Ausbeute bei den eigentlichen Sitzungen empfänglich zu machen und diese genüßreicher zu gestalten.

Freilich ließ sich auch diesmal ein Zusammenfallen der Sitzungen verwandter Arbeitsgemeinschaften nicht völlig vermeiden; so fanden die für Deutsch II und Deutsch V sowie die für Vergleichende Literaturgeschichte VI (Englisch-deutsche literarische Beziehungen) und Deutsch III (Goethe) zu gleicher Zeit statt. Daß die letztgenannte zudem in einem grausam überfüllten und dazu schlecht zu lüftenden Raume tagte, mußte eben auch hingenommen werden. Ohne einzelne Übelstände dieser Art wird es wohl nirgends abgehen.

Gastgeber waren die Universität Richmond und das College of William and Mary. Die Sitzungen des ersten Tages, am 29. Dezember, fanden jedoch im Hauptquartier der Versammlung, dem John Marshall Hotel in Richmond, statt; einige auch, so die erste hier aufgeführte, im großen Hörsaal der Young Women's Christian Association.

Außerordentlich anregend waren die Vorträge der Gruppe Deutsch IV, Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Professor Hermann J. Weigand — Yale University behandelte „Vertrauen im Drama Heinrichs von Kleist“ nicht als ein, sondern als das Thema in des unglücklichen Dichters Leben und Schaffen, das nach immer neuen Gestaltungen drängt und im Freitod mit Henriette Vogel in jubelnder Beseligung das Ziel als endlich erreicht dar-

stellt. Professor Walter Wade — West Virginia University berichtete in *Unpublished Heine Material* über seinen Erwerb der umfangreichen Bücher- und sonstigen Sammlungen (darunter Heines Totenmaske) des Geheimrats Ernst Elster und des Frankfurter Bankiers Albert Strauß — etwa siebentausend Bände, enthaltend alle Erst- und sonstigen Ausgaben der Werke, Schriften über Heine, Tausende von photostatischen Aufnahmen und 1500 Briefe an den Dichter, die in der neuen, nächst dem erscheinenden achtbändigen Ausgabe — mit einer neuen Lebensbeschreibung als neuntem Band — verwertet werden sollen; es ist dem Vortragenden zu danken, daß dieser dichtungsgeschichtlich kostbare Nachlaß nunmehr allen etwa drohenden Fährlichkeiten entzogen ist, und wir begrüßen die Veröffentlichung mit um so mehr Teilnahme, als diese von unserer Seite des Meeres aus geleitet werden wird. Dr. Rudolf Kayser — Hunter College zeichnete eindrucksvoll und fesselnd das Zusammenstimmen und das Auseinandergehen von „Nietzsche und Stefan George“. (Vorsitzender der Gruppe für 1937 ist Professor Helmut Rehder — University of Missouri, Schriftwart Professor Werner Neuse — Middlebury College. Ich gebe im folgenden die Beamten jeweils in gleicher Reihenfolge.)

In der Gruppe Vergleichende Literaturgeschichte VI (Deutsch-englische Beziehungen) sprach Professor W. L. Werner — Pennsylvania State College über *The Revival of Interest in Pennsylvania German* und brachte überraschend viel Stoff zu diesem Gegenstand bei. Die andern Vorträge der Gruppe, die der Berichterstatter leider nicht anhören konnte, behandelten William Hazlitt und German Literature (Dr. Frederick Ewen — Brooklyn College), *Some English Influences in XVIIIth Century German Literature* (Dr. John W. Eaton — University of Michigan), *Sidney Lanier's Knowledge of German* (Professor John G. Frank — Vanderbilt University), und *George Eliot's Relation to German Civilization* (Dr. Otto Elias — New York City). Beamte für 1937: E. E. Leisy — Southern Methodist University; Frederic Ewen — Brooklyn College.

Die gleichzeitig tagende Goethe-Gruppe bot Professor A. R. Hohlfelds Ausführungen über *Carl Ernst Schubarth, One of the Early Interpreters of Faust* (von einem Kollegen verlesen, da der Verfasser nicht selbst erscheinen konnte); *Goethe and the Spoken Language* (Professor Erich Funke — University of Iowa); *Certain Relations Between the Urfaust and the Completed First Part* (Professor A. B. Faust — Cornell University) und *A Note on Faust II Lines 6391 ff.* (Professor George H. Danton — Union College). 1937: Professor Orie W. Long — Williams College; Archer Taylor — Chicago University.

In der Gruppe German I (Historical German Grammar) behandelte Professor E. P. Appelt — University of Rochester „Das Wesen der deutschen Soldatensprache“; Professor Wm. F. Kammann — Carnegie Institute of Technology *Low German Appellations*; Dr. George Nordmeyer — West Virginia University den „Sachgehalt des Wortes Boden“; Dr. Herbert Penzl — Rockford College den gegenwärtigen „Stand der Forschung über pennsylvanisch-deutschen Dialekt“ und Dr. George K. Zipf — Harvard University *The Language of the Gothic Bible and of Nothker from the Viewpoint of Dynamic Philology*. Mehrere der Vorträge riefen lebhaften Meinungsaustausch hervor. Dem Berichterstatter ist besonders erfreulich die rege Beschäftigung mit den deutschen Mundarten diesseits des Meeres — außer den hier sowie oben und weiter unten erwähnten Arbeiten wäre von der Tagung der Linguistic Society zu Chicago noch die von Professor A. P. Kehlenbeck — Iowa State College zu nennen. Es bedarf hier kaum mehr eines Hinweises darauf, daß die letzte Ernte baldigst eingebracht werden muß, ehe es

zu spät ist. (1937: Professor Alfred Senn — University of Wisconsin; Professor Carl Selmer — Hunter College).

In der Gruppe Frühneuhochdeutsche Sprache und Dichtung, die von 1937 ab auch Mittelhochdeutsch umfassen soll, legte Dr. Albert F. Buffington — Harvard University *The Characteristic Features of Pennsylvania German Phonology and Morphology* dar; Professor Albert W. Aron gab eine vorzügliche Übersicht über *The Shifting Evaluation of Baroque Literature*, und Dr. Edward M. Mueller — De Pauw University stellte die unglaublich reichhaltige Liste der Schimpf- und Hohnwörter in Luthers deutschen Schriften zusammen. 1937: Dr. G. J. Metcalf — University of Alabama; Dr. J. W. Kurtz — Oberlin College.

Zu gleicher Zeit tagte Gruppe German V, Modern German Literature. Hier sprach Frl. Dr. A. Jacobson — Hunter College über *Biblical Themes in Contemporary German Literature*; Frl. Dr. Mimi Jehle — University of Illinois über *The Attitude towards Woman in the Modern German Novel*; Dr. H. Rosenhaupt — Oak Park Junior College über „Rainer Maria Rilkes Ablösung von der Gesellschaft“ und Frl. Dr. Lydia Baer — Swarthmore College über *The Literary Standards of Ludwig Klages*. 1937: Frl. Dr. Ruth J. Hofrichter — Vassar College; Dr. Heinz Bluhm — University of Wisconsin.

Die Sitzung der deutschen Gesamtabteilung (Germanic Section) fand am Morgen des letzten Versammlungstages in der University of Richmond statt. Professor F. W. J. Heuser berichtete als Obmann über die Arbeit des Ausschusses für Bibliographie; Frl. Dr. Hanna Hafkesbrink — Connecticut College behandelte „Die philosophischen Voraussetzungen der modernen deutschen Literaturwissenschaft“; Professor Robert H. Fife — Columbia University *Humanistic Currents in Reformation Literature*; Professor Archer Taylor — University of Chicago *Problems of German Literary History of the 15th and 16th Centuries*; Professor E. H. Zeydel — University of Cincinnati *Ludwig Tieck and France: a Study in Nineteenth Century Literary Relations*; und Professor Helmut Rehder — University of Missouri „Die Bedeutung des Münsterkreises für die deutsche Literatur“. 1937: Professor T. M. Campbell — Northwestern University; Professor Walter Silz — Washington University.

An gemeinsamen Sitzungen des Verbandes gab es zwei. Die erste, am Abend des ersten Tages, befaßte sich nach den Berichten einiger Ausschüsse mit der Frage nach dem Verhältnis der Modern Language Association zu Forschung und Bildung. Unter dem Vorsitz von Professor R. H. Fife, dem Obmann des dafür ernannten Ausschusses, verbreiteten sich die Herren Prof. H. Carrington Lancaster — Johns Hopkins, Howard Mumford Jones — Harvard University und C. F. Tucker Brooke — Yale University über einzelne Seiten dieser wichtigen Frage, machten Vorschläge zu Änderungen der Jahresprogramme und der Veröffentlichungen des Verbandes und wiesen auf Gefahren hin, die von innen, mehr aber noch von außen drohen. Die Ansprachen werden im nächsten Beiheft der PMLA im Wortlaut erscheinen, ebenso die Rede des Präsidenten Professor Carleton Brown — New York University, der am Nachmittag des zweiten Tages in der Phi Beta Kappa-Halle des College of William and Mary, der Geburtsstätte dieser Ehrenbrüderschaft, unter dem Titel *The Attack on the Castle* auf die Angriffe hinwies, die dem Betriebe des neusprachlichen Unterrichts vorab von den Gesellschaftswissenschaften drohen, die sich anschicken, die ganze amerikanische Bildung in Schule und College an sich zu reißen. Dem Redner, der als Vertreter des Englischen für sein eigenes Fach in den amerikanischen Bildungsanstalten kaum zu bangen braucht, sei für seine tatkräftige Bundesgenossenschaft von den Fremdsprachlern hier aufrichtig gedankt. Ich bedaure, daß wegen Raummangels auf seine Ausführungen nicht weiter eingegangen

werden kann; aber ich möchte nicht unterlassen, auf die tapfere Unterstützung hinzuweisen, die ihm Dr. Henry Noble MacCracken, Präsident des Vassar College, in einem Brief an die New York Times vom 3. Januar d. J. zuteil werden läßt.

Erwähnt sei noch von den gemeinsamen Gastereien das „Old Guard Dinner“, an dem etwa 140 Mitglieder teilnahmen (das deutlichste Zeichen, daß wir als Gesellschaft alt werden, auch ohne Aderverkalkung), und bei dem Frl. Dr. Marjorie Nicolson von Smith College auf Grund der sämtlichen bisher gehaltenen Reden der Vorsitzenden des Verbandes eine köstliche Schilderung unserer Taten und Sünden entwarf, von sprühender Laune und prächtigem Gehalt. Bei dem Hauptmahl am Abend des zweiten Tages, wo der an Jahren greise, aber an Geist jugendfrische Präsident der University of Richmond uns bewillkommnete, wie es am Nachmittag in Williamsburg der Präsident des dortigen College getan hatte, entzückten die Gesangsvorträge des Sabbath Glee Club, eines Vereins farbiger Künstler, die in der Eigenart ihrer „Spirituals“ die leidenschaftliche Inbrunst und nicht minder das tieftraurige Los der schwarzen Rasse ergreifend erklingen ließen.

Ort der nächsten Tagung ist Northwestern University in Chicago; erster Vorsitzender Professor E. Prokosch — Yale University, stellvertretender Vorsitzender J. S. P. Tatlock — University of California, zweite Vizepräsidentin Frl. Marjorie Nicolson — Smith College. An Stelle des verstorbenen Professor Otto Behaghel wurde Professor Andreas Heusler von der Universität Basel als Ehrenmitglied gewählt.

Meeting of the American Association of Teachers of German

The fifth annual meeting of the American Association of Teachers of German was held at the Hotel John Marshall, Richmond, Virginia, December 28, 1936. Not only was the meeting notable for breaking all previous attendance records but it was likewise remarkable for the sustained interest throughout in a program which for copiousness left little to be desired. The addresses for the most part dealt with various specific means of creating interest in the study of German. For the maintenance of interest emphasis was specifically placed upon substantial appeal of a genuinely intellectual content of the classroom material and upon the personality of the teacher, his devotion and courage, stimulated, sustained and supported by sound scholarship, deliberate training and self-discipline (Liebe, Wissen und Können, Mut).

The newly elected officers are:

President, Frank H. Reinsch, University of California at Los Angeles
 First Vice-President, Christian F. Hamff, Emory University, Atlanta, Georgia
 Second Vice-President, Miss Helen Ott, Troy, N. Y.
 Third Vice-President, Mrs. Claire S. Schradieck, Western Reserve University, Cleveland, O.
 Members of the Executive Council, Samuel Krosch, University of Minnesota, and John L. Kind, University of Tennessee

At a meeting of the new Executive Council Professor Frank Mankiewicz of the College of the City of New York was appointed to succeed Professor E. W. Bagster-Collins of Teachers College, Columbia University, as Managing Editor of the *German Quarterly*, and Professor Curtis C. D. Vail of the University of Buffalo was appointed to the editorial staff as an Associate Editor.

A more detailed report of the meeting and a complete list of the membership of the Executive Council will appear in later numbers of the *German Quarterly* and the *Monatshefte für Deutschen Unterricht*.

—Edward F. Hauch, Secretary.

Treasurer's Annual Report
American Association of Teachers of German
Year ending December 18, 1936

BALANCE AS OF DECEMBER 20, 1935:

Reserve Fund -----	\$ 515.89
Account Corn Exchange Bank Trust Co. -----	764.21

STATEMENT OF RECEIPTS:

T. G. Q. subscriptions -----	101.80
Chapters of A. A. T. G. -----	658.50
Library subscriptions to T. G. Q. -----	147.90
Members-at-Large dues -----	475.50
Advertising in T. G. Q. -----	610.12
Miscellaneous -----	5.98
Interest -----	23.88

\$3,303.78

STATEMENT OF DISBURSEMENTS:

Printing -----	\$1,123.81
Stationery, Postage, Telephone -----	99.27
Clerical Expenses -----	150.00
Business Manager -----	250.00
Managing Editor -----	5.00
Secretary -----	20.00
Miscellaneous -----	132.21

\$1,780.29

Plus outstanding check and bank charges ----- 10.00

\$1,790.29

ACTUAL BALANCE, as of December 18, 1936 ----- \$1,513.49

—Günther Keil, Treasurer.

This is to certify that I have examined the accounts of Professor Günther Keil, the Treasurer of the American Association of Teachers of German, for the year ending December 18, 1936, and have found them to be correct, the recording entries corresponding to the vouchers in hand, and the bank records of deposits corresponding with the credit balances shown in the Treasurer's books.

December 20, 1936.

—Harold Lenz.

Department of Supervisors and Directors of Instruction

The Department of Supervisors and Directors will hold a series of discussions on Monday, February 22, in New Orleans in connection with the meeting of the Department of Superintendence.

Program*Foreign Language Section*

Department of Supervisors and Directors of Instruction

N. E. A., Department of Superintendence

New Orleans — Monday, February 22, 1937 — 2:30 p. m.

"Foreign Language Study in the High School of the Future"

- (a) What are the implications of Progressive Education?
- (b) What is the valid role of the junior high school?
- (c) Should senior high school courses be autonomous or aim at college continuance?

Round Table

Three specialists will present their cases during the first hour:

- (a) *General Language*, Lilly Lindquist, Supervisor of Foreign Languages, Detroit Schools.
- (b) *Classical Languages*, A. Pelzer Wagener, College of William and Mary, Williamsburg, Virginia.
- (c) *Modern Languages*, Walter V. Kaulfers, Stanford University, California.

Panel of Educational Critics

The second hour will be given to a panel discussion of the material presented in the Round Table by a panel composed of representatives of the following areas:

- (a) *Secondary Education* — H. B. Alberty, Ohio State University, Columbus, Ohio, *Chairman*.
- (b) *Educational Psychology* — M. R. Trabue, Director, Division of Education, University of North Carolina.
- (c) *High School Principal* — Lester Dix, Associate Director, Lincoln School, Teachers College, Columbia.
- (d) *Classical Language Teacher Training* — M. L. Carr, Teachers College, Columbia University.
- (e) *Modern Language Teacher Training* — R. O. Roeseler, University of Wisconsin, Madison.
- (f) *Curriculum Construction* — T. H. Briggs, Teachers College, Columbia University.
- (g) *Measurement and Evaluation* — R. W. Tyler, Research Director, Evaluation in the Eight-Year Study, Commission of the Relation of School and College.

Open Forum

Bayreuth Program 1937

The 1937 Bayreuth Wagner Festival will take place from July 22 to August 20, during which time there will be eight performances of "Lohengrin", five of "Parsifal", and two of the "Ring des Nibelungen". The individual dates are as follows

July 22	Lohengrin	Aug. 7	Lohengrin
July 23	Parsifal	Aug. 8	Lohengrin
July 24	Lohengrin	Aug. 10	Lohengrin
July 26	Rheingold	Aug. 11	Parsifal
July 27	Walküre	Aug. 13	Rheingold
July 28	Siegfried	Aug. 14	Walküre
July 30	Götterdämmerung	Aug. 15	Siegfried
Aug. 1	Parsifal	Aug. 17	Götterdämmerung
Aug. 2	Lohengrin	Aug. 19	Parsifal
Aug. 4	Lohengrin	Aug. 20	Lohengrin
Aug. 5	Parsifal		

AT RANDOM FROM CURRENT PERIODICALS

The American-German Review

An edition that should gladden the heart of every American of vision and win the approval particularly of every teacher of German is the December number of this quarterly, published by the Carl Schurz Memorial Foundation — incorporated not for profit but for promoting cultural relations between the United States and German speaking peoples. For its high standard of editorship, its gratifying evidences of sustained good taste, and its well-nigh perfect mechanical make-up, this exemplary journal, replete with reproductions of the finest of German art, deserves the warmest of praise. If it is not in every public and school library and on the desk of every editor of American educational journals, we German teachers, regardless of our personal views concerning the present political situation in Germany, should see to it that it is put there. The Foundation, 225 South 15th Street, Philadelphia, will be glad to furnish information as to terms for initial and gift subscriptions. Incidentally, an attractive volume *German Influence in American Education and Culture* by Dr. John A. Walz is presented to each new subscriber. One wonders whether panels of art work alone as offered here will not do more than all panels of militant committees, for the great cause of keeping open for American life and scholarship those avenues to the higher aspirations and the amenities of life that lead also to sources of German literature, thought, ideals, and art. How eloquently high art speaks for itself once available and its beauty accessible is here exemplified. On the cover appears Philipp Otto Runge's serenely tender detail from "Rest on the Flight to Egypt." The younger Holbein's adorable "Madonna and Child" serves as a frontispiece to a timely and tactful editorial by Elmer E. S. Johnson, "A Will to Peace!" An item that should be proclaimed from the housetops is the good-will exhibition of German art recently in Philadelphia and Cleveland and to be shown also in Chicago, New York, Boston and Pittsburgh. Impressive is the full page of names of German museums and patrons by whom these treasures were loaned. Remarkable among others are Matthias Grünewald's "Lamenting Angel," Albrecht Dürer's "Portrait of a Man," and Gottfried Schick's living portrait of Frau Heinrike Dannecker. Charles Nagel briefly discusses the "Problem of Minorities"; Preston A. Barba presents an intensely interesting biographical sketch of Elisabeth Ney together with Friedrich Kaulbach's beautiful portrait of this German and American sculptress; while Ludwig Wagen treats the "Fuggerei," Kohler village of Augsburg, built in 1521 and maintained to this day. Then there are Adalberg Stifter's Christmas story (in German) "Die Heilige Nacht"; Arthur Burkhard's "Music Festivals in Germany"; B. Q. Morgan's "The German House at Stanford," and miscellaneous other contributions. Noteworthy is Frederick W. Schweigardt's bust of Will Rogers, a splendid example of this sculptor's aim to render "the spiritual qualities and not the surface."

School and Society

Dec. 5. Under the title "The German Doctorate" there appears an anonymous rebuke on the part of one who refused the customary renewal of the Leipsic Doctorate on the fiftieth anniversary of its conferment. The reply reads in part, "It is my good fortune to have been a student at Göttingen and Leipzig when the German universities were at the zenith of their great contribution to research and scholarship, to academic integrity and freedom. I wish to retain the diploma granted to me fifty years ago without renewal under changed conditions." — A reviewer of Robert Maynard Hutchins' *The Higher Learning in America* quotes the Chicago University

president to the effect that there is no occasion "for insisting on language in order to read classical works in the language in which they are written. There are translations enough through which the substance of the great works can be more speedily arrived at." Those who have been looking to Chicago with mixed feelings of hope and doubt may now make a memorandum, noting the significance of "substance" and "speedy arrival." (Form ist nichts, Speed ist alles.) It is gratifying to be able to add, however, that the reviewer considers it "a sign of intellectual health that a large number of independent educators heartily disagree with Dr. Hutchins." — Dec. 12. A sane voice in the wilderness of "socialized" curricular confusion is raised by J. Gordon Eaker whose four-column warning challenges the underlying philosophy of certain professional reform agitators. Apropos to a state "Study Bulletin for the Program for the Improvement of Instruction" that trumpets the keynotes of *socialized environment*, *socialized curriculum*, *social-economic situation*, and *contemporaneous life* Eaker deplores the present trend in seeking knowledge not for the sake of truth "but for the sake of life and person, of health, of family union, of social tie and civil security." The attempt on the part of the school to duplicate the experience of life the writer believes can only mean "that in the end the student will receive less, not more experience, for he will lose the richer experience gained from books and the knowledge of the past." — Dec. 19. A 38-column article packed with statistical tables showing registrations in American Universities and Colleges for 1936 is presented by Dr. Raymond Walters, president of the university of Cincinnati. The total increase in student enrolment for the United States over 1935 is 7.3%. The increase in 1935 over 1934 was 8%. There are 350,289 students in public colleges and universities taught by 19,071 instructors, while there are 309,855 students in corresponding private schools taught by 23,850 instructors. The table shows six administrators at Western Reserve for a staff of 717, 8 at Johns Hopkins for a staff of 602, 15 at Cincinnati for a staff of 634, 38 at Wisconsin for a staff of 560, 93 at Yale for a staff of 735, and 105 at Iowa for a staff of 521. So what? — I. L. Kandel gives numerous examples from Köhler and Grafs *Nationalpolitische Übungsstoffe für den Rechenunterricht* evidently designed to drive home to German pupils the injustices of the treaty of Versailles and resultant conditions in Germany.

Journal of Education

Dec. 7. In a brief contribution entitled "Education as Creative Growth" Daniel P. Eginton derives from Pestalozzi the thesis that education must be in harmony with growth and maintains that education "as *learning* overlooks entirely the importance of physical growth." He then outlines 14 major characteristics of the process of growth. A baffling footnote condemns as "obsolete" such terms as "teaching assignments, recitations, courses of study, subjects, teacher training, acceleration, retardation, promotions, and curriculum building."

Modern Language Notes

Jan. 1937. Judging solely from the titles of the 13 major articles and 11 book reviews, one might conclude that German literature does not exist as far as this number is concerned. There are, however, some 60 German book notices.

The Modern Language Journal

Dec. Charles S. Joyce, who reviews R. H. Fife's "Challenge to Modern Foreign Language Teachers," agrees with the author that the "reading objective" is gaining favor rapidly and takes exception to the statements "that the genesis of an idea and its formation in speech are not separate and

sequential processes, but rather simultaneous," and disputes the importance Fife attaches to the Columbia tests showing the more rapid progress on the part of adults. Joyce cites as an argument his own failure during a three-years' sojourn in France and Spain "to meet a single American or Englishman over twenty-five years of age who had, after from one to twenty years' residence in one of these countries, managed to acquire even a remote approximation to a decent pronunciation in the languages mentioned. The younger people encountered had, on the other hand, fared considerably better." In attacking the theory that the sentence should be the unit of modern foreign language instruction, Joyce weakens his case by construing too narrowly the definition of a sentence. — Stanley L. Sharp points to the wasteful repetition in textbook vocabularies of words of high frequency. — George Nordmeyer argues for phonetic transcription in beginning German and offers a phonetic table. — E. Heyse Dummer discusses the problem of Kulturkunde in the first and second years of college German and offers a reading list of more than 100 books on Germany written in English. — Walter T. Phillips, who apparently takes yesterday's ideas of "basic" English seriously, cannot accept the reading method *in toto* but finds in it desirable features, concluding that the student "with the most varied language-experience is the one who has the most thorough and most satisfactory preparation." — The feature "MLJ Radio Studio" conducted by E. E. Engel offers information of interest to modern foreign language teachers including a table of foreign news broadcasts from 12:45 A. M. to 11:20 P. M. — Among the book reviews appears Kästner's *Emil* done into French.

Deutschunterricht im Ausland Heft 3

Das in diesen Heften wiederholt besprochene Thema: „Über die Bedeutung und den Gebrauch der Zeitformen" ist noch keineswegs erschöpft. Diesmal wird uns u. a. eine „Einsetzübung" geboten. Trotz einer gewissen spitzfindigen Voraussicht, die gleich im zweiten Satze dieser Übungen auf einen Fehler rechnet, der dann den Anlass zu Erläuterungen geben soll, wollen mir die Beispiele nicht besonders geglückt erscheinen. — Unter den Literaturgeschichten werden besprochen: Josef Nadlers *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* (Regensburg), Th. C. Stockum und D. van Dams *Geschichte der deutschen Literatur* (Groningen) und Karl Roos' *Kleine deutsche Literaturgesch.* (Kopenhagen). Gewürdigt werden zwei Dichter der Gegenwart: Ernst Wiechert und Hans Carossa, deren bisherige Werke mit ihren Erscheinungsjahren angegeben werden.

Die Neueren Sprachen

Fragen grundsätzlicher und methodischer Art erwägt Georg Dost in den Ausführungen „Englisch als Anfangssprache". Der Lehrer der Fremdsprachen, glaubt Dost, muß „stets das Ziel im Auge haben, den fremdsprachlichen Unterricht als dienendes Glied in das Ganze der deutschen Bildung und Erziehung einzuordnen." — Angeregt durch den Aufsatz von B. Engelhardt über „Die Grammatik im neusprachlichen Unterricht" geben Wilhelm Meineke und Rudolf Salewsky zwei kleine Beiträge im Rahmen dieser Frage. Ersterer behauptet: „Eins steht fest: Im Unterricht tritt heute ein erschreckender Mangel an Kenntnissen der Grammatik und des Wortschatzes zutage. Engelhardt darf mit seiner Forderung einer Regelgrammatik wohl der Zustimmung der meisten Neusprachler sicher sein," während Letzterer sich folgendermassen äussert: „Für die Fremdsprache braucht der Schüler: 1. eine sichere Beherrschung eines beschränkten aktiven Wortschatzes . . . und 2. eine ebenso aktive Beherrschung des grammatischen Gerüsts der Fremdsprache." — Das Blatt bringt auch eine kurzgefaßte Zeitschriftenschau.

—John Paul von Grueningen.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Der Deutsche in Litauen von Walther Sagel (*Der Deutsche im Auslande*. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. 3. Heft). Langensalza. Verlag von Julius Beltz. Berlin-Leipzig. 84 S. RM. 1.60.

Ein lesenswertes Büchlein für alle, denen das Schicksal der Auslandsdeutschen am Herzen liegt. Das Bändchen ist eine Sammlung verschiedener Aufsätze, die von verschiedenen Verfassern stammen und zu verschiedenen Zeiten geschrieben wurden. Da verdient aber die Darstellung der ältesten germanisch-litauischen Beziehungen bessere Behandlung; denn was diesbezüglich auf S. 12 f. vorgelegt wird, ist wissenschaftlich nicht haltbar. Alles andere ist gut geschrieben und leicht verständlich. Nur zu S. 39 möchte ich hier Stellung nehmen. Dort wird die Leitung des Deutschen Gymnasiums in Kaunas beschuldigt, sie habe ihre Aufgabe nicht erfüllt, da sie kein Internat einrichtete. Man solle keine deutsche Kulturpropaganda treiben (!), indem man Kindern fremder Stämme (Litauer, Russen, Polen) und fremden Blutes (Juden) den Schulbesuch ermögliche. Man hätte in erster Linie danach trachten sollen, geeigneten deutschen Führernachwuchs heranzuziehen. Diesen Vorwurf kann ich, der ich neun Jahre in Kaunas gelebt habe und die dortige Schule gut kenne, unmöglich als ernst gemeint hinnehmen, besonders da ein paar Zeilen vorher ausdrücklich erklärt wird, daß die Deutschen in der Provinz die Mittel nicht aufbringen können, die nötig wären, ihre Kinder nach der Hauptstadt zu schicken. Wozu dann ein Internat? Dieser Angriff soll ja auch nur die verheerende Auswirkung der reichsdeutschen Judenpolitik auf den deutschen Unterricht im Ausland verschleiern. Im Jahre 1933 boykottierten nämlich die Juden von Kaunas die genannte Schule, unter deren Schülerschaft das jüdische Element bis dahin einen erheblichen Prozentsatz ausgemacht hatte. Die Deutschen sollten froh sein, wenn sich Fremde für ihre Sprache und Kultur interessieren. Das Deutsche Gymnasium in Kaunas hat eine hohe Aufgabe erfüllt. Hoffentlich wird ihm seine Sendung in Zukunft nicht zu sehr erschwert.

Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume. Herausgegeben vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. Verlag von Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1. Preis: RM. 1.00 pro Jahrgang.

Der erste Band dieses Jahrbuches erschien 1928, und seither kam jedes Jahr ein neuer heraus. Jahrgang 7 (1934/35) ist wichtig für den Germanisten, da er fast ausschliesslich den sprachlichen und mundartlichen Verhältnissen Schlesiens gewidmet ist und 9 Karten (nebst 3 Abbildungen) enthält. Die Beiträge stammen alle von berufenen Forschern. Es seien hier nur Titel und Namen genannt: Grundlagen und Wege der wissenschaftlichen Forschung über den gesamtschlesischen Raum (Prof. Dr. Aubin), Die mundartlichen Grundlagen des gesamtschlesischen Sprachraumes (Prof. Dr. Schwarz), Die schlesische Mundart im Mittelalter (Priv.-Doz. Dr. Jungandreas), Zweisprachigkeit und Mischmundart in Oberschlesien (Prof. Dr. Mak), Das schlesische Sprachgebiet in Polen (Dr. Kuhn), Die Schlonsaken und ihre Sprache (Dr. Kuhn), Die Morawzen und ihre Sprache (Lektor Dr. Schieche), Die Entstehung der Krennitzer Sprachinsel und ihrer Mundart (Prof. Dr. Hanika), Die Zipser Schlesier und ihre Sprache (Prof. Dr. Repp), Der „böhmische Winkel“ in der Grafschaft Glatz (Lektor Dr. Schieche), Proben schlesischer Mundart zu beiden Seiten der Sudeten (Graebisch-Kudowa), Stand und Aufgaben schlesischer Musikforschung (Prof. Dr. Schmitz), Die Mongolenschlacht bei Liegnitz in der neueren polnischen Geschichtsschreibung (Dr. Petry), Die Deutsche Eichendorff-Stiftung (Rektor Sczodrok). Der 7. Jahrgang ist 159 Seiten stark.

Der 8. Jahrgang (1935/36) umfaßt 166 Seiten mit 14 Karten und 43 Abbildungen. Für den Deutschkundler sind folgende Aufsätze beachtenswert: Schlesische Siedlungsgeschichte beiderseits der Sudeten (Prof. Dr. Aubin), Der Nordrand Schlesiens in seiner Entwicklung von der Urlandschaft zur Kulturlandschaft (Doz. Dr. Czajka), Der Nordrand Schlesiens seit dem Mittelalter (Prof. Dr. Laubert), Die nordschlesische und niederländische Mundart mit vergleichenden Mundartproben (Graebisch-Kudowa), Schlesische Weber in Polen (Dr. Kossmann), Mittelalterliche Kulturlandschaften im schlesischen Raume (Prof. Dr. Klapper), Oberschlesiens schöpferische Kraft in der Dichtung (Rektor Sczodrok). Andere Beiträge behandeln: Schlesische Münzgeschichte in einem Schuldrama von 1739 (Kustos Dr. Gründel), Schlesisches Glas im Wandel der Jahrhunderte (Dr. Margarete Klante), Die alten Industriebauten in Oberschlesien (Dr.-Ing. Helmigk), Die Breslauer Septemberschau über das deutsche Kunstschaffen im gesamtschlesischen Raume (Doz. Venatier), Die Reichenberger Hochschulwoche 1935 (Prof. Dr. Lochner), Eine sudetendeutsche Ausstellung „Volk und Heimat“ (Dr. Birke).

Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch. Herausgegeben von der Neuen Helvetischen Gesellschaft.

Dieses führende Jahrbuch schweizerischen Geisteslebens erschien zum ersten Male im Jahre 1930. Die Beiträge, in deutscher, französischer und italienischer Sprache verfaßt, behandeln kulturelle und politische, wirtschaftliche und künstlerische, praktische und wissenschaftliche Fragen, sodaß also das Jahrbuch mit Recht als Spiegel schweizerischen Geisteslebens bezeichnet werden kann. Jeder Band bringt am Schlusse eine Schweizer Jahreschronik von Dr. K. Weber, aus der unter anderm ersichtlich ist, wie die schweizerische Volksherrschaft arbeitet, beziehungsweise im Berichtsjahre gearbeitet hat. Aus den 7 jetzt vorliegenden Bänden (ein achter ist wohl in einigen Wochen zu erwarten) sollen hier nur einige wenige Aufsätze als Muster erwähnt werden.

Jahrgang I: A. Oeri, Möglichkeiten und Notwendigkeiten schweizerischer Völkerbundspolitik; Gottfried Bohnenblust, Sprachkultur und eidgenössischer Bundeswille; Giuseppe Zoppi, Ethnisches und Kulturelles aus dem Kanton Tessin; Pierre Kohler, Der Stand der Welschschweizer Literatur; Walter Muschg, Zur Lage des Schrifttums in der deutschen Schweiz; J. J. Wyss, Moderne Schweizerkunst. Malerei.

Jahrgang II: Robert von Planta, Rätoromanische Probleme; E. Dieth und E. Tappolet, Schweizerische Mundartforschung; Charly Clerc, Das Problem des regionalen Schrifttums in der Westschweiz; Walter Hugelhofer, Schweizer Bildhauer.

Jahrgang III: H. F. Welti, Die Frau im nationalen Leben der Schweiz; Reto Caratsch, Politische Jugendbewegungen; Willi Schuh, Schweizer Musiker; Jakob Bühler, Aktualität in der schweizerischen Literatur.

Jahrgang IV: G. Bohnenblust, Kulturkrise und Schweizergeist; H. F. Welti, Vom schweizerisch-deutschen Spannungsfeld; Alexis François, Verschiedenheiten zwischen westschweizerischer und französischer Seele; Wilh. Barth, Die Schweiz und die Kunst.

Jahrgang V: Steht mir nicht zur Verfügung.

Jahrgang VI: G. Bohnenblust, Schweizer Geist und deutscher Wandel; Max Niehans, Das deutsche Buch in der Schweiz — das Schweizer Buch in Deutschland; Alexandre Jullien, Le livre français en Suisse et le livre suisse en France; E. Müller, Das schweizerische Drama; Gaston Bridel, Le mouvement dramatique en Suisse romande.

Jahrgang VII: G. Bohnenblust, Carl Spitteler — Zum Gedächtnis seines

zehnten Todestages; A. Saager, Von der kulturellen Eigenart der deutschen Schweiz; W. Ammann, Schutz und Pflege des Kulturlebens der Schweiz; Max Frikart, Schweizerische Kulturpolitik; K. Schmid, Für unser Schweizerdeutsch; K. Fueter, Neue Strömungen im schweizerischen Protestantismus; C. Doka, Strömungen im schweizerischen Katholizismus der Gegenwart; E. Schürch, Von der Verantwortlichkeit der Presse.

Es lohnt sich für den gebildeten Amerikaner, besonders den Deutschlehrer, sich auch über das geistige Schaffen jener Deutschen zu unterrichten, die sich politisch nicht zum Deutschen Reiche bekennen.

University of Wisconsin.

—Alfred Senn.

Theodor Storm: Werke. Nach der von Theodor Hertel besorgten Ausgabe neubearbeitet und ergänzt von Fritz Böhme. Mit einer Vorrede von Hans Friedrich Blunck und Federzeichnungen von Karl Wernicke, Leipzig, Bibliographisches Institut, o. J. 9 Bände, Lwd. RM 1.90.

Selten wird man an einer vollständigen Gesamtausgabe eines Dichters so viel Freude haben wie an dieser neuen Storm-Ausgabe des Bibliographischen Instituts. Der schlichte würdige Einband (graues Leinen) mit den geschmackvollen Schutzumschlägen, auf denen die stimmungsvollen Federzeichnungen Karl Wernickes den Leser auf den Inhalt der Bände vorbereiten, das schöne weiße Papier, der klare Druck — jeder Bücherfreund wird von der Ausstattung entzückt sein. Der niedrige Preis macht diese schönste Storm-Ausgabe — ich ziehe sie unbedingt der Insel-Ausgabe vor — jedem Leser zugänglich. Da zudem jeder Band einzeln käuflich ist, so eignet sich diese Ausgabe auch für die Klassenlektüre, und will der Schüler weiterlesen — man findet ja Gott sei Dank ab und zu solche Schüler — so kann er sich nach Lust weitere Bände kaufen, bis der ganze Storm sein Bücherbrett ziert und er sich so das Gesamtwerk zu eigen macht. Gehört doch Storm zu den Dichtern, von denen man gern jedes Werk liest. An Vollständigkeit übertrifft diese Ausgabe alle andern.

Die Anordnung der Werke ist chronologisch. So läßt sich am leichtesten die Entwicklung des Dichters verfolgen. Die ersten sieben Bände bringen die Werke im engeren Sinn des Wortes. Die Lyrik macht zu Recht den Anfang, denn von der Lyrik ist Storm ausgegangen und in der Lyrik wurzelt sein ganzes Schaffen. Auch die realistischste Novelle Storms hat etwas vom Glanz und Wesen des lyrischen Gedichts. So sehr die chronologische Anordnung des lyrischen Gesamtwerkes Storms für den Forscher von Wert ist, der so die allmähliche Entwicklung dieses Lyrikers von den ersten Anfängen bis zur reifen Meisterschaft verfolgen kann, leicht überblicken kann, wie Motive auftauchen, sich wandeln, und verschwinden, so fürchte ich doch, daß dem Leser weder mit der Anordnung noch mit der Fülle des Gebotenen gedient ist. Die Menge des Minderwertigen wird dem genießenden Leser nur den Weg versperren. Dazu hat Storms Anordnung der Gedichte ihren besondern Sinn. Den Reigen eröffnet das Oktoberlied: so tritt uns die tapfere Lebensfreude entgegen, die Storm bei allem tragischen Ernst eigen ist. Dem Oktoberlied folgen „Abseits“, „Weihnachtslied“, „Sommermittag“, „Die Stadt.“ Die idyllische Schönheit der Heide im Sommer, die Freude am häuslichen Feste, der sinnlich warme schalkhafte Humor, die enge Verbundenheit mit der Heimat: all das erklingt hier in den ersten Gedichten und prägt sich dem Leser ein. Später erklingen herbe tragische Töne, auf die aber der Leser durch die tapferen Verse des Oktoberliedes schon vorbereitet ist:

Und wimmert auch einmal das Herz,
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch: ein rechtes Herz
Ist garnicht umzubringen!

Besonders in einer Volksausgabe hätten die Gedichte in der Anordnung Storms stehen sollen. Dieser hätte dann den lyrischen Nachlaß in chronologischer Anordnung folgen können. Eine chronologische Übersicht des lyrischen Hauptwerks hätte dem wissenschaftlichen Arbeiter genügt. Auch der wissenschaftliche Arbeiter kann nicht immer auf die Stormsche Anordnung der Gedichte verzichten.

Auf die Gedichte folgen dann in der zweiten Hälfte des ersten Bandes und in den folgenden sechs Bänden die Novellen in chronologischer Anordnung. Der achte Band bringt Miszellen Storms: Bruchstücke einer Lebensbeschreibung, Erinnerungen — besonders die köstlichen an Eduard Mörike — Vorreden, Aufsätze, kulturhistorische Kapitel, Nacherzählungen von Geschichten. Ich vermiße nur eins: die Inhaltsangabe von Storms Hausbuch deutscher Lyrik, wie sie z. B. der neunte Band der alten Westermannschen Ausgabe bringt. Ist doch diese Anthologie kaum mehr aufzutreiben und bildet sie doch einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis des Lyrikers Storm. Der Schluß des Bandes (S. 225-418) bringt Einführungen zu den einzelnen Werken: knapp wird jedesmal die Entstehungsgeschichte umrissen, worauf eine kurze ästhetische Würdigung folgt. Der neunte Band bringt, nach einem Vorwort von Fritz Böhme, die von diesem leicht bearbeitete Lebensbeschreibung Storms von Theodor Hertel, der 1918 die erste Storm-Ausgabe des Verlags betreut hatte. Nach einer ausgezeichneten Bibliographie von 14 Seiten — mir fällt auf, daß hier das englische Schrifttum fehlt — folgen nun die Anmerkungen des Herausgebers zu den einzelnen Werken. Dieser gelehrte Apparat ist nicht zu überschätzen: man findet nicht nur gestrichene Stellen und wichtige Veränderungen im Texte und Erklärungen einzelner Ausdrücke, sondern darüber hinaus Verweise auf das Schrifttum, auf das Storm sich bezieht oder das Storm hervorgerufen hat. So z. B. die Antwort Klaus Groths auf Storms Gedicht an ihn: „Wenn Abend ward.“ Da die Anmerkungen ganz für sich stehen, drängen sie sich dem genießenden Leser nicht störend auf und sind dem wissenschaftlichen Arbeiter um so leichter zugänglich. Die zarten Federzeichnungen Karl Wernickes werden auch dem eine Freude sein, der im allgemeinen gegen Illustrationen ist, denn diese Zeichnungen sind zart andeutender Art und dienen mehr der Erweckung der Stimmung als der Darstellung des Gegenstandes.

Schließlich möchte ich noch auf die schöne Vorrede von Hans Friedrich Blunck verweisen, die diese Ausgabe einleitet. Er weist darauf hin, daß die Kunst es nicht allein mit politischem Geschehen zu tun hat, so mächtig und zürnend auch Storms politische Dichtung ist. „Wir wissen, daß sie (die Kunst) ebenso der inneren Wandlung des Menschen gehört, seiner Unruhe vor Gott, dem Dank an den Schöpfer, den Fragen nach Geburt, Liebe und Tod. Unter uns lebte einer, der auf sie Antwort zu geben wußte. Ihm, Theodor Storm, legen wir einen grünen Kranz aufs Grab, seine Werke sind Reichtum unseres Volkes geworden, wir sagen ihm Dank.“

University of Wisconsin.

—Friedrich Bruns.

Die deutsche Kulturgeschichte: Bd. I. Geschichte der deutschen Kultur von Professor Dr. Georg Steinhausen, neu bearbeitet und erweitert von Dr. Eugen Diesel. Bd. II. Bilderatlas zur deutschen Kulturgeschichte von Dr. Friedrich Schulze unter Mitarbeit von Dr. Werner Schultze. Leipzig: Bibliographisches Institut (1936). IV + 557 S. VI + 474 S. RM. 35.—

Die bekannte Kulturgeschichte Georg Steinhausens ist in neuem Gewande, leicht überarbeitet, aber mit Hinzufügung eines Bilderbandes erschienen und zugleich in eine Reihe von neuen Werken eingeordnet, die eine Volkskunde, Vorgeschichte, Bauernkunde, Soldatenkunde, Handwerkerkunde und Arbeitskunde in je zwei Bänden umfassen soll. Eugen Diesel, der Her-

ausgeber des Textbandes, hat mit vorsichtiger Hand besonders auch stilistisch gebessert und durch Kapiteleinteilung und Paragraphenüberschriften auf Übersichtlichkeit hin gearbeitet, endlich ein letztes, vorsichtig wägendes, im Ganzen zustimmendes wenn auch nicht unkritisches Kapitel hinzugefügt, das in der Herausstellung der gesunden und auf Traditionsanknüpfung ausgehenden Züge der jüngsten Vergangenheit Ideen und Werte ins Licht zu rücken sucht.

Der zweite Band, ein Bilderatlas, besorgt von Friedrich Schulze, gibt auf 455 Seiten ein reiches Anschauungsmaterial für gewisse Themen der Kulturgeschichte wie Gewerbe, Landleben, Kirche, Hofleben, Gaststätten, u. s. w., jedes einzelne illustriert durch eine chronologische Folge von etwa drei bis zehn vorzüglich wiedergegebener Illustrationen. Diese schließen prinzipiell Vorgeschichte, Literatur, Kunst, Musik, Theater oder politische Geschichte (als in andre Bände gehörend) aus, sind aber doch häufig auch an sich von Kunstwert und so geschickt und mit Kennerschaft gewählt, daß sie sowohl wenig Bekanntes aber doch zugleich Vorzügliches bieten. Das läßt sich zumal an solchen Stücken wie die der Wilhelmshöhe oder der Würzburger Residenz nachprüfen, die gängiges Material durch wichtige und meist geschwundene Züge (z. B. das monumentale eiserne Gitter der Residenz) ergänzen. Auch Bronzen, Miniaturen, Buchillustrationen werden herangezogen, die sonst in keiner Kunstgeschichte zu finden sind; das scheint mir einen besonderen Wert der Sammlung auch über den verfolgten Zweck hinaus darzustellen. Die Bilder sind mit erklärendem Text, Quellennachweis, Datierung und häufig auch mit Zitaten aus Poesie und Prosa versehen, die zugleich literarische Parallelen der Darstellung liefern. Sympathisch berührt die schlichte Sachlichkeit, die jede patriotische Unterstreichung meidet und das Material für sich selber sprechen läßt.

Das sehr ausgedehnte bis ins Einzelne gehende Register von 18 Seiten mit je 4 Spalten in Nonpareilledruck fördert die Benutzung der beiden schön gebundenen Bände, die sich im Format an Voigt und Koch anreihen (von dem der dritte Band übrigens immer noch auszustehen scheint).

Johns Hopkins University.

—Ernst Feise.

Deutsche Geschichte. Erster Band. Urzeit, Bauerntum und Aristokratie bis um 1100. Von Johannes Bühler. Mit 16 Tafeln und 4 Karten. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1934. 413 Seiten.

„Schicksal und Leistung des deutschen Volkes sind Kern und Stern dieses Werkes und bestimmen seinen Inhalt und sein Ethos. — Das Bestreben, das Leben der Vergangenheit dem Leben der Gegenwart und Zukunft dienstbar zu machen, war überhaupt für die ganze Anlage dieses Werkes maßgebend“. Die Behandlung des geschichtlich Gewordenen solle nicht ausschließlich wissenschaftlich sein; die Vergangenheit müsse vielmehr künstlerisch geschaut werden, meint der Verfasser. Mit diesen Sätzen bezeichnet Bühler im Vorwort einerseits die Aufgabe, welche er sich gestellt hat und andererseits das Verfahsprinzip in der Darstellung des Stoffes sowie den Endzweck seiner Arbeit.

Das Werk umfaßt drei Bücher: Das erste Buch handelt von dem *Ursprung des deutschen Volkes* von der Altsteinzeit bis zur Wahl des ersten deutschen Königs, Konrad I, im Jahre 911. Wenn der Verfasser diese Begebenheit als den Markstein für die Schicksalswendung im Werden des deutschen Volkes betrachtet, so begründet er seine Ansicht damit, daß von dieser Zeit an, die geschichtliche Entwicklung des Ostfrankenreichs in eine von Westfranken verschiedene Bahn gelenkt wird. Dagegen ist sicherlich nichts einzuwenden. Auch die Annahme bezüglich der Entstehung der sogenannten *nordischen Rasse* aus der Umbildung der verschiedenen gemein europäi-

schen paläolithischen Menschenformen mit endgültigem Überwiegen eines Typs bedingt durch längeren Aufenthalt auf einem und demselben Landstriche läßt sich nicht wissenschaftlich widerlegen. Und wenn die Ansichten darüber auch auseinandergehen, so ist der Grund dafür wohl klar: Die bisherigen Skelettfunde sind zu spärlich, um daraus bestimmte und zuverlässige Schlüsse zu ziehen.

Im zweiten Buch schildert der Verfasser die Kultur des *bäuerlich-aristokratischen Zeitalters*. Behandelt werden die materielle Kultur (die wirtschaftlichen und sozialen Zustände der germanischen Zeit), die geistige und künstlerische Kultur (germanische Religion, Christianisierung Deutschlands und Germanisierung des Christentums) und im letzten Kapitel: Sitte und Staat, Sitte und Recht. Das zweite Buch schließt mit der Darstellung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche sowie zwischen König und Adel.

Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über die Germanisierung des Christentums. „Christus selbst wird im wesentlichen germanisch aufgefaßt, als der große Gefolgsherr und Volkskönig“ (S. 167). Der Verfasser führt aus, daß „Selbst in so manchen Dingen, die heute vielen als der Ausdruck eines ganz und gar ungermanischen und undeutschen Wesens gelten, konnte die Kirche an altgermanische Vorstellungen und Einrichtungen anknüpfen“. Ob mit oder ohne Absicht wird hier hinsichtlich der im Nationalsozialistischen Staate herrschenden religiösen Zwiste eine versöhnende Note angeschlagen. Der Satz wird durch weitere Ausführungen begründet.

Die Idee des *Universalreiches* und ihre Auswirkung bilden den Inhalt des dritten Buches. Die Darstellung bewegt sich in streng geschichtlichen Bahnen. Der Stil ist hier wie auch in den übrigen Teilen des Buches fließend und dramatisch packend. Es wird besonders auf die Bedeutung des mittelalterlichen Kaisertums für die politische Einheit der deutschen Nation hingewiesen (S. 286-87). Im Gegensatz zu anderen Forschern und Darstellern der deutschen Geschichte wird das Kaisertum als ein unerläßlicher Faktor hingestellt, ohne den das Reich der Deutschen wohl nicht Jahrhunderte überdauert hätte.

Das Buch ist reich mit Anmerkungen (S. 343-390) und bibliographischen Angaben (S. 391-398) versehen. Die Anordnung des Inhalts des Buches ist äußerst übersichtlich, der Aufbau wohlgedacht, der Stil spannend. Es ist die Arbeit eines feinsinnigen Gelehrten und kann allen Deutschlehrern an höheren amerikanischen Schulen rückhaltslos empfohlen werden.

University of Wisconsin.

—C. M. Purin.

Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch, Otto Laufer, de Gruyter, Berlin, Leipzig, 52 S., 1.20 M.

Wenn auch die vorliegende Darstellung der Bedeutung des Weihnachtsbaumes in Glauben und Brauchtum des deutschen Volkes wissenschaftliche Ziele verfolgt, so bringt es allein schon der Stoff mit sich, daß hier eine Fülle von Gedanken zusammengetragen ist, die von einem breiteren Kreis gelesen zu werden verdienen und belehrend und unterhaltend zugleich wiedergegeben sind. Germanische und christliche Elemente, Mythisches, Unerlöstes und Freies, Bewußtes haben sich im Symbol des Weihnachtsbaumes verschwistert. Das Elsaß gilt als Ursprungsland des Christbaums, dessen Anfänge ursprünglich wohl in den Vorstellungskreis der sogenannten „Zwölften“ gehören, welche die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag umfassen, und der in seiner jetzigen Gestalt erst wenig hundert Jahre alt ist. — Das Büchlein verdient als Gesamtdarstellung der Geschichte des Weihnachtsbaumes Beachtung.

R—.